3 1761 07392454 0

Carl Hecker

Casino-Geschichten

Ill. v. H. Schlittgen

Stuttgart
Carl Krabbe

PT
2298
H35C3

Casino-Geschichten.

Von

Carl Hecker.

Illustriert von H. Schlittgen.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.

Alle Rechte vorbehalten.

PT
2298
H35
C3

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Undine 1

H. L. 2. Eine Hochsommergeschichte 51

Die rothe Tasche 79

Der Geist des Herrn Obersten 135

Seine tragische Heldin 157

Ein militärischer Spaziergang 185

Andine.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/casinogeschichte00heck

Das Freifräulein Sidonie von Löwenhorst war sehr schön; ja, Madame, wirklich sehr schön. Ich habe augenblicklich zehn Porträts von Damen um mich herum gruppiert, die ich alle der Reihe nach einst auch für sehr schön, sogar für die Schönsten ihres Geschlechts hielt, aber keine von ihnen kann sich nur entfernt mit Sidonien messen, und wenn ich auch von jeder das Beste wegnehme, so erhalte ich noch immer kein Gesamtbild, das demjenigen entspricht, das ich von meiner Heldin im Kopfe — nicht etwa im Herzen — herumtrage. Ich habe nach Vergleichen suchend das Hohelied Salomonis wieder durchgelesen, und das hat mich, da ich mir das Buch, welches

sich in meiner Bibliothek nicht vorfand, über die Straße leihen mußte, bei meiner Nachbarschaft vorübergehend in den Geruch der Frömmigkeit gebracht, weiter hat es mir

aber auch nicht genützt. So bleibt mir nur übrig, nach der Kopfvorlage, die sich wohl schon ein bißchen verwischt hat, zu zeichnen, denn daß Sie mir das Epitheton aufs Wort glauben werden, das anzunehmen verbietet mir die Bescheidenheit.

Die Gestalt — ach, da stock' ich schon — die Junos sind abgenützt und die übrigen Olympierinnen sind mir zu schmächtig. Sidonie war groß und stark, aber zwischen den beiden Dimensionen herrschte ein so vollkommenes Ebenmaß, daß keine sich zu überwältigend vordrängte und man bei ihrer Beurteilung nie den realen Boden unter den Füßen verlor. Aehnliches habe ich mir von St. Peter in Rom erzählen lassen. Das überreiche Haar war je nach der Beleuchtung braun, blond oder rot. Weder Luft noch Meer, noch die Teiche von Hesbon am Thor Bathrabbim (letztere hab' ich nie besucht) liefern mir ein Gleichnis für die Farbe der Augen, am nächsten kommt ihr die des Amethyst oder jenes tiefe, Sehnsucht weckende Blau ferner Gebirgszüge.

Stolzer geschwungene Brauen hab' ich nie gesehen, sie waren etwas dunkler als die Kopfhaare, ein Naturspiel, das weder mit dem Pinsel, noch mit angebrannten Zündhölzern etwas gemein hatte. Die Züge des Gesichts waren von der Natur nach klassischem Muster gemeißelt, nur mit dem Mund hatte sie, allerdings zu gunsten zweier blendender Zahnreihen, das übliche Maß etwas überschritten. Die schwellenden Lippen hoben sich von der zart geäderten Gesichtshaut ab, wie dunkle Rosen von weißem Atlas; ich hätte den Hals elfenbeinern genannt, aber wie ließe sich ein Hals mit einem Bein, und wär' es selbst das einer Elfe, vergleichen! Nur ganz seltene tropische Blumen wiegen ihr Haupt auf so anmutigem Stengel. Etwa einen Zoll über dem linken Mundwinkel saß ein kleiner tiefschwarzer Punkt, kein Schönheitspflästerchen, sondern ein natürliches Muttermal, das die Grazien dort angeheftet hatten. Das verlieh namentlich ihrem Lächeln einen sehr pikanten Ausdruck.

War sich Sidonie dessen bewußt — und man muß es fast annehmen, denn sie zählte damals 24 eingestandene Jahre — oder war sie, wie Kundry im Parsifal, infolge einer Todsünde zu ewigem Lachen verdammt, genug, sie lächelte immer. Meist nur stumm, ward aber je einmal ein Kichern daraus, so klang es schrill, und hatte man vorher an die Löwin gedacht, so wurde man jetzt an den Horst erinnert, darin eine Brut jugendlicher Krähen nach Atzung schrie. Ja seltsam, aus diesem Tempel der Grazien redete die Stimme eines unmündigen Kindes, und dessen war sich Fräulein Sidonie sicherlich bewußt, denn sie sprach fast nie. Sie sagte wohl ja und nein, aber was sie darüber sagte, war vom Uebel, denn es schnitt wie eine gellende Dissonanz in die erhabene Melodie ihrer Formen und trübte deren reinen Genuß. Im Gegensatz zu Sokrates daher, der zu einem Jüngling gesagt haben soll: „Sprich, damit ich dich sehe!" fühlte man sich

versucht, zu dieser Jungfrau zu sagen: „Sprich nicht, damit ich dich sehe!“

Ich bin erschöpft, gnädige Frau; so viel Schönheit hat mir die Nerven angegriffen, und die Ihrigen vielleicht auch,

und es dient zu unserer beiderseitigen Beruhigung, wenn ich von Sidonie auf ihre jüngere Schwester Cölestine übergehe.

Das Freifräulein Cölestine von Löwenhorst nämlich war sehr häßlich. Ich habe an alles Häßliche gedacht, was mir im Leben je vorgekommen; vergebens! Ich habe mir die Gesamtbilder aller Hagenbeckschen Karawanen verschafft, die in letzter Zeit bei uns gezeigt wurden; es war pure Geldver-

schwendung. Und da sich das Häßliche in meinem Kopf glücklicherweise noch rascher verwischt als das Schöne, so werden Sie mir erlauben, daß ich mich hier etwas kürzer fasse.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester war Cölestine klein, weit unter dem als zierlich und mager, weit unter dem als schlank gepriesenen Maß.

Kurzgeschnittenes strohgelbes Haar — hier allerdings kämen mir die geschorenen Ziegenherden auf dem Berg Gilead trefflich zu statten — platte Stirn, farblose Augen, hervorstehende Backenknochen, Zukunftsohren, ein Mund, den sein eigenes Kinn floh, ein dürrer krenelierter Hals — Sie erlassen mir das weitere, Madame. Das Ganze glich weniger einer unmittelbaren, als einer durch verschiedene vulkanische Umwälzungen modifizierten Naturschöpfung; Höhen und Krater wechselten ohne alles künstlerische System.

Cölestine zählte erst 19 Jahre, aber auch jener Schmelz, den die Natur in solcher Jugend über ihre mißlungensten Geschöpfe auszugießen pflegt, wie den Morgentau über die Pflanzen, war ihr versagt. Dennoch hatte sie einen Vorzug vor ihrer Schwester. In diesem dürftigen Körper wohnte wunderbarerweise ein starkes tiefes vollklingendes Organ, und Cölestine machte davon nicht nur im Gespräch umfassenden Gebrauch, sondern sie sang auch im Kirchenchor und zum Klavier.

Eben diesem Kontrast zwischen Erscheinung und Stimme verdankte sie in der Gesellschaft den schmeichelhaften Beinamen „die Nachtigall“. Im Bestreben, diesem Namen Ehre zu machen, ging sie freilich auch manchmal zu weit, so daß man sich versucht fühlte, das Gleichnis nicht auf die befiederte Sängerin des Frühlings, sondern auf ein mittelalterliches Geschützrohr zurückzuführen, das bekanntlich denselben Namen trug. Indessen muß zugestanden werden, daß die mit einem unverwüstlichen Humor begabte Cölestine in der Unterhaltung

ebensoviel gewann, als ihre Schwester verlor; sie verhielt sich zu dieser wie ein wurmstichiges, übrigens wohlbesaitetes Tafelklavier zu einem verstimmten Salonflügel von elegantester Arbeit mit Genien und Liebesgöttern. Leider nur waren unsere Lieutenants von damals (long, long ago) sehr schlechte Musikanten, sie gaben dem Flügel den Vorzug und schwärmten mit wenigen Ausnahmen, zu welchen ich selbst mich zu rechnen die Ehre habe, für die schöne Sidonie.

Beide ungleiche Schwestern waren der zweiten Ehe des Freiherrn von Löwenhorst entsprossen, eines Offiziers der alten Schule, welcher, nachdem er längere Zeit eine Compagnie befehligt hatte, in richtiger Würdigung seiner Verdienste auf den Ruheposten eines sogenannten Platzmajors versetzt worden war; eine Art Küsterstellung, in welcher er wöchentlich einmal beim Garnisonsältesten zum Vortrag zu erscheinen, täglich Parole und Feldgeschrei auszugeben und den Aufzug der Wachtparade zu leiten hatte. Anfangs gekränkt durch die Invalidierung, wie er's nannte, fand er sich doch bald in die Rolle, welche ihm den Vorteil gewährte, unbehelligt von den wechselnden Strömungen des Tages, die diesen hoben, jenen verschlangen, ein Fels im Meer ruhig auszuharren bis in sein hohes Alter mit einer zwar bescheidenen, aber immerhin auskömmlichen Gehaltszulage. Als ein Temperamentsphilosoph, der er war, hatte er's überdies längst herausgebracht, daß sich die Wichtigkeit einer Stellung vor allem in dem Mienenspiel ihres Inhabers dokumentiert und daß auch das Unbedeutendste, mit dem richtigen Pathos vorgetragen, mit der richtigen Geste inszeniert, selten seine Wirkung verfehlt. Bei wie vielen Fest- und Liebesmahlen hatte ihn nicht selbst dieser Kunstgriff mit hingerissen!

Daher versah er auch seinen kleinen Dienst mit dem Ernst eines Feldherrn, von dessen Anordnungen das Heil des Vaterlands abhängt, ließ er die beim Militär so hoch-

geschätzte Energie gelegentlich in einem Fluch alten Stils durchbrechen, wenn der Anzug der Wachtparade seinen Intentionen nicht entsprach, und hielt streng darauf, daß dies wöchentlich drei- bis viermal der Fall sei. Symptome des Alters, wie Podagra und Atemnot, gab er für die Folgen andauernder Geschäftsüberbürdung aus und wenn er von seinem Büreau kommend über die Straße schritt, so geschah es mit einer Würde, die ahnen ließ, daß er in den Falten seiner altmodischen schlotterigen Uniform, wie der Römer in denen seiner Toga, Krieg und Frieden mit sich herumtrage.

Im übrigen genügte er den Anforderungen seines Dienstes; eine Neuerung in den Kommandos hatte ihn zwar vorüber-

gehend in Verlegenheit gebracht, er verfiel zeitweise wieder in die Laute seiner Jugend, allein die wenigen Griffe, die er zu kommandieren hatte, vollzogen sich auch so stets ohne Tadel. Schwerer traf ihn eine Verfügung des Garnisonsältesten, welche dem täglich auszugebenden Feldgeschrei eine historische Bedeutung beizulegen gebot. Dazu reichte des Majors Gedächtnis nicht mehr aus, er wandte sich an jüngere Kräfte, welche ihm ein chronologisch geordnetes Verzeichnis berühmter Männer und Schlachtfelder für jeden Monat voraus lieferten. Als diese jedoch seine Schwäche mißbrauchten, was zuweilen zu den spaßhaftesten Verwechselungen führte, übergab er das Amt vertrauensvoll seiner Tochter Cölestine.

Ganze Generationen hatte der Major so schon überdauert, sie nannten ihn den Meergreis und seine Tochter Sidonie folgerichtig die Undine, hinter welcher Benennung sich ebensowohl ein Kompliment für ihre Schönheit, als eine Anspielung auf ihre scheinbare Seelenlosigkeit verbarg.

Herr von Löwenhorst, der die Sechzig schon überschritten hatte, war ein langer hagerer Mann mit spärlichem Haarflaum auf dem gurkenförmigen Kopf, den die Enden eines gewaltigen Schnurrbarts um ein bedeutendes überragten. Dieser Schnurrbart befand sich, wie der dazu gehörige, von den Schläfen bis zu den Mundwinkeln reichende Backenbart stets in gesträubter Bewegung; es war, als ob ein Sturmwind ununterbrochen aus Mund und Nase bliese, ihn darin zu erhalten.

Dadurch erhielt das Gesicht einen martialischen Ausdruck, welcher indes durch die unter buschigen Brauen wehmütig schüchtern hervorblickenden wasserblauen Augen bedeutend gemildert wurde, so daß der Major eigentlich nur auf die Ferne imponierte, im näheren Verkehr dagegen ein Gefühl mitleidigen Bedauerns erregte. Verstärkt wurde dieses Gefühl, wenn man

die Bekanntschaft seiner Gemahlin, der Freifrau von Löwenhorst, einer geborenen von Goldenstern, machte.

Die zweite Ehe des Freiherrn — die erste standesmäßige war kinderlos geblieben — hatte seiner Zeit viel

Staub aufgewirbelt. Fräulein von Goldenstern war die Tochter eines reichen Bankiers, der seinen Verdiensten um die Privatschatulle eines kleinen Duodezprinzen die Erhebung in den Adelstand verdankte. Obwohl sich nun besagte Standeserhöhung von einer Zeit herschrieb, da ihm die Tochter eben erst geboren, die letztere demnach bei ihrer Vermählung immerhin schon von ziemlich altem Adel war, so erklärte doch die

stolze weitverzweigte Familie Derer von Löwenhorst diese Verbindung für eine Mesalliance und ihr Wappen, zwei aufwartende Löwen und einen struppigen Horst, für befleckt. Da jedoch unser Freiherr einem jener dürren Zweige angehörte, die nur sehr spärlich mit goldenen Früchten gesegnet waren, kümmerte er sich um die Flecke ebensowenig, wie um den Zorn seiner wappenstolzen Sippe. Dieser besänftigte sich, als er bald nach geschlossener Ehe jenem Ritterorden beitrat, dessen Tapferkeit einst Rhodus hielt, dessen Insignien aber neuerdings, nach Wegräumung einiger unzeitgemäßer Gelübde, gefahrlos von jedem getragen werden können, der über die nötigen Mittel an Ahnen und Bargeld verfügt. Mit dem achtspitzigen Kreuz am schwarzen Band um den Hals träumte sich der junge Hauptmann freilich eine andere Zukunft, als die eines Platzmajors. Der ganze Eroberungsdrang seiner verflossenen Kollegen flammte in seiner Brust noch einmal auf, und er nahm sich bestimmt vor, einige feste Burgen den Händen der Ungläubigen zu entreißen, in die sie mit der Zeit aus dem Besitz seiner Vorfahren übergegangen waren. Schon bauten sich die verwitterten vor seinem trunkenen Auge wieder auf mit Zinnen und Erkern, über dem Thor prangte das Wappen der Löwenhorste und vom Turm wehte ihr blaugelbes Banner, als plötzlich über Nacht, zugleich mit dem schwiegerväterlichen Vermögen, der stolze Prachtbau krachend in Trümmer fiel. Daher blieb ihm der wehmütige Blick und das Kreuz, das er nur noch bei festlichen Gelegenheiten trug, war ihm nicht mehr das Zeichen, in dem er siegen sollte, sondern das Symbol der Entsagung, ein Denkmal begrabener Hoffnungen. Die Macht aber, welche die Gattin in diesen ersten hoffnungsfrohen Jahren der Ehe über ihren Gemahl gewann, trat sie später nicht wieder ab.

Sie war eine energische Frau. Klein und rundlich gebaut, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, biblischen Augen,

schneeweißen Zähnen und pechschwarzem Haar — für die Echtheit der beiden letztgenannten Eigenschaften kann ich nicht stehen — war sie von einer geradezu verblüffenden Lebhaftigkeit. Nach den heiligen Lehren der Vedas mußte die Seele dieser Frau auf ihrer letzten Wanderstufe den Körper eines Känguruh bewohnt haben und von diesem war ihr die physische Eigentümlichkeit der stets hüpfenden Bewegung ge-

blieben. Man sah sie den ganzen Tag über die Straße von einer Kaffeegesellschaft in die andere hüpfen, unermüdlich im Plaudern, unerschöpflich in Neuigkeiten, in ihren Scherzen nicht immer fein, mit den Männern über die Maßen vertraulich, ein bißchen burschikos und frivol sogar. Aber bei alledem eine ebenso eifrige Kirchgängerin, die sich nie dort niederließ, ohne zuvor mit geschlossenen Augen eine längere stumme Unterhaltung mit ihren Handflächen gepflogen zu haben, und den Geistlichen von Zeit zu Zeit bei sich zum Thee sah.

Leider habe ich Frau von Löwenhorst nicht mehr in ihrer Jugend gekannt, sie soll da eine sehr pikante und nicht allzu grausame Schönheit gewesen sein. Auch mich zwar zieht das „Ewig Weibliche" hinan, allein als ich die Ehre hatte, der Freifrau vorgestellt zu werden, war das Ewige an ihr schon so stark im Vorsprung, daß es mich nicht gelüstete, den verwischten Spuren des Weiblichen nachzuforschen.

Die anderen dachten wie ich. Frau von Löwenhorst, wie sie nun einmal war, hatte den unbestreitbaren Vorzug des Belebenden, Erheiternden, Aufrüttelnden, und das war bei den geselligen Zuständen in meiner Garnisonsstadt kein kleiner Vorzug. Sie war gutmütig, und die wenigen Ehen, welche im Lauf von Jahren dort geschlossen wurden, verdankte man ihr, in ihrem Haus waren die ersten Bande geknüpft worden; ein Verdienst, das in Berücksichtigung ihres eigenen Töchterbesitzes nicht zu unterschätzen war. Ihre Zungenfertigkeit, ihr Mut, die Sachen beim rechten Namen zu nennen, imponierte trotz allen Nasenrümpfens den strengen Priesterinnen des Scheins, unterhielt die Männer und ließ es nicht rätlich erscheinen, sich mit ihr auf schlechten Fuß zu stellen. So verschafften ihr diese verschiedenen Eigenschaften eine Position in der Gesellschaft, die sich ihr Gatte mit all seiner feierlichen Würde nicht zu erringen vermocht hatte.

Nun aber höre ich Sie rufen: „Handlung, mein Herr, Handlung! Wir haben genug von Ihren malitiösen Personalschilderungen.“

Ganz, wie Sie befehlen, Madame: In unserer kleinen Garnisonsstadt gab es drei Handlungen. In der einen konnte man Glas und Porzellan, in der zweiten Schnittwaren, in der dritten Spezereien, Gewürze, Zigarren, namentlich aber beliebte Käsesorten, alles in Primaqualität und zu festen Preisen erwerben. Die letztere, auf dem Marktplatz gelegene war zwar stets von einer Atmosphäre der verschiedensten, nicht eben angenehmsten Gerüche umgeben, aber just die muß ich wählen, denn dort im ersten Stockwerk, gerade über dem schwarzen, mit riesigen Goldlettern geschmückten Geschäftsschild wohnte der Lieutenant von Raveneck.

Es war die schönste Wohnung der ganzen Stadt, denn von dort aus sah man mit bloßem und besser noch mit bewaffnetem Auge schräg über den Platz nach dem Schlafzimmer der schönen Sidonie. Ueberdies zog an Sonn- und Feiertagen die Prozession der Gläubigen dort vorbei nach den beiden anderen Tempeln, die sich auf dem Platz gegenüberstanden.

Stundenlang bin ich dort mit meinem Freund am Fenster gelegen, seine Geruchsnerven waren durch die Gewohnheit längst abgestumpft, aber es gab Augenblicke, zumal in den Morgenstunden — Sie werden es kaum glauben — wo auch ich, der ich in diesem Punkt ziemlich empfindlich bin, das Widerliche der von unten aufsteigenden Miasmen nicht empfand und mich von Rosen und Veilchen umduftet glaubte.

Der Lieutenant von Raveneck aber liebte die schöne Sidonie. Es war eine unglückliche Liebe und das kleine schlecht gepflasterte Stückchen Marktplatz schlimmer, als der grollende Hellespont, den man doch gelegentlich durchschwimmen konnte.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Dame den Huldigungen ihres Ritters mit eisiger Kälte begegnet wäre; o nein, sie begegnete denselben im Gegenteil mit ihrem süßesten Lächeln und seit Jahren gab es auf den Kasinobällen keine Souper- und Kotillontour, die sie nicht an seiner Seite getanzt hätte.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Spröde sich durch Läden und Gardinen vor den Blicken ihres Bewunderers geschützt hätte; o nein, sie saß und bewegte sich vielmehr den ganzen Tag mit bewundernswerter Sorglosigkeit hinter dem Fenster ihres Schlafgemachs und auch ihre Blicke schweiften zuweilen schräg hinüber.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil „der Väter feindlich Zürnen" das Paar trennte oder gar die Mütter scheel dazu sahen; o nein, denn mein Freund Raveneck war ein Waisenknabe und von Sidoniens Eltern war ein ernster Widerspruch kaum zu befürchten.

Unglücklich nenne ich diese Liebe — und das, werden Sie zugeben, ist schön von mir — weil sie trotz alledem in vorherzusehender Zeit nicht zu jenem Ziel führen konnte, das jeder wahren Liebe gesteckt ist, nämlich zum Segen durch Priesterhand. Und daran war, wie an so vielem Elend, jener unselige Krieg schuldig, der, wie Sie sich vielleicht aus der Geschichte entsinnen, in den Jahren von 1618 bis 1648 unser schönes Vaterland zerfleischte.

Während die Löwenhorste nämlich damals der Partei des Schwedenkönigs beitraten, blieben die Raveneck dem alten Glauben treu.

Nun wäre zwar der Lieutenant in Anbetracht der langen, inzwischen verflossenen Zeit wohl zu einem Zugeständnis bereit gewesen und auch auf Sidoniens konfessionelle Bedenken hatten die Jahre mildernd gewirkt, allein ein Oheim Ravenecks und zwar gerade derjenige, von dem seine ganze Zukunft

abhing, indem er mit Sicherheit von ihm zum Universalerben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt zu werden hoffte, gerade dieser Oheim war ein so fanatischer Anhänger der alten Lehre, daß er, dessen Leben auf einem einsamen Schloß in freiwilligem Cölibat nur in Gesellschaft frommer Brüder dahinschwand, rundweg erklärte, er werde im Fall einer derartigen Mischehe seinen Neffen enterben und die diesem zugedachten Besitztümer dem stets empfänglichen Schoß der alleinseligmachenden Kirche einverleiben.

Davon war der hartköpfige Mann nicht abzubringen, auf die Ersparnisse einer Platzmajorsgage aber und eines Lieutenantsgehalts ließ sich ein dauerndes Glück nicht gründen; das steht außer Zweifel.

Trotzdem schleppte sich das Verhältnis so hin, von der Gesellschaft stillschweigend anerkannt, von der Mutter — den Major verhinderte seine Geschäftslast, in solchen Dingen mitzureden — gebilligt. Daß Sidonie berufen war, dereinst eine große Partie zu machen, stand bei jener fest. Ihre ganze Erziehung war darauf angelegt, sie konnte mit ihrer Schönheit einen Prinzen verführen und bei dem geringen Einfluß, den sie auf die Regierungsangelegenheiten zu gewinnen versprach, der Segen eines ganzen Volks werden.

Aber bei solchen Luftgebilden hielt sich die praktische Mutter nicht auf, sie wußte mit der Wirklichkeit zu rechnen, und von diesem Gesichtspunkt aus schien es ihr unklug, den ausdauernden Anbeter ihrer Tochter zu entmutigen. Raveneck, wenn's er auch nicht war, konnte eine solche Partie werden. Es verschlug ihrer Gutmütigkeit nichts, dem Oheim in Anbetracht seines asketischen Wandels einen raschen und möglichst schmerzlosen Uebergang zu jenem Zustand zu wünschen, auf den er sich zeitlebens vorbereitet. Mein Freund schien ihr ein ganz passender Hintergrund, von dem sich Sidoniens Reize um so wirkungsvoller abhoben. Solange kein Deko-

rationswechsel eintrat und das Stück mit den alten Akteurs besetzt blieb, war sie mit ihrer stummen Partie immer noch im Vorteil gegenüber der Mehrzahl ihrer Altersgenossinnen, welche ihre kleine Rolle auf derselben Bühne ohne jegliche Zukunftsperspektive abspielten.

Raveneck, so schmerzlich er anfangs den Mangel jeder dramatischen Wirkung an seiner Liebhaberrolle empfand, schickte sich in das Fach, das ihm mit der Zeit zur Gewohnheit wurde. Da trat plötzlich ganz unerwartet ein neuer Akteur in die Szene, dem sich die Blicke aller Mitwirkenden hoffnungsvoll zuwandten.

Zu den verschiedenen Mängeln, an welchen unsere Garnisonsstadt damals schon litt — es mangelte dort beispielsweise an reinen Weinen, pünktlichen Waschfrauen, einem ordentlichen Lesekabinett, gangbaren Trottoirs, komfortablen Wohnungen, an — an vernünftigen Menschen und noch an vielem anderen, das ich verschweige, — zu all dem trat nun um die bewußte Zeit auch noch ein Wassermangel. Diesem nun suchten die städtischen Behörden dadurch abzuhelfen, daß sie einen erprobten Ingenieur aus der Residenz mit der Fassung und Ableitung einer auf einem bewaldeten Hügel der Umgebung entspringenden Quelle beauftragten. Der Ort, Quellenwald genannt, ein altes Hünengrab, von hohen Bäumen überschattet, von anmutigen Fußpfaden durchschlängelt, bildete in den heißen Sommermonaten einen beliebten Ausflugspunkt, wo man sich im weichen Moos um den Rand einer kühlen Bowle zu lagern, Gesellschaftsspiele und auch wohl ein Tänzchen zu arrangieren pflegte. Nun aber hatten die Vorarbeiten zu dem Wasserwerk für längere Zeit solchen Belustigungen ein Ziel gesetzt, statt des Silberklangs jugendlicher Damenstimmen dröhnte der dumpfe Schlag eiserner Aexte durch das grüne Revier, schwere nägelbeschlagene Arbeiterstiefel stampften den Grund, über den so mancher zierliche Fuß

im Tanzschritt dahingeschwebt; die modernden Knochen alter Germanen wurden ihrer vieltausendjährigen Grabesruhe entrissen und samt etlichen Topfscherben, Spangen, Pfeilspitzen und alten Münzen — es ist mir ein süßer Trost, daß die neugierige Nachwelt in meinem Hügel dereinst vergebens nach solchen forschen wird — dem Museum vaterländischer Altertümer einverleibt. Der Gipfel des Hügels, darauf die Quelle entsprang, wurde von Bäumen gesäubert und dort ein gar anmutiger Bau errichtet, der in seinem untersten Stockwerk das Reservoir, im oberen ein überaus kühles, vom Rauschen der Wasser durchtöntes, mit eisernen Gartenmöbeln ausgestattetes Gemach barg und auf seiner Plattform eine freie Aussicht auf die bemerkenswertesten Punkte der Gegend bot, die man bei trübem Wetter wenigstens von einer runden Kupferplatte, darüber ein Fernrohr angebracht war, ablesen konnte. Quellenturm nennt man noch heute diesen von Touristen leider viel zu wenig geschätzten Punkt.

Der Meister, der das alles geschaffen, erfreute sich infolge anderer ähnlicher Unternehmungen eines frühen Rufs und bekleidete in der Residenz die angesehene Stellung eines Oberbaurats, dem speziell die Aufsicht über die Wasserbauten des Landes anvertraut war. Da er als Freiwilliger den großen Krieg mitgemacht und später als Reserveoffizier eines in der Garnison stehenden Regiments verschiedene Dienstleistungen absolviert hatte, so war er in den dortigen Offizierskreisen wohl bekannt, und manche alte Freundschaft knüpfte sich während seiner jetzigen geschäftlichen Anwesenheit um so rascher wieder, als sich die Fertigkeit des gewiegten Technikers nicht aufs Wasserfach allein beschränkte, sondern auch in der Ableitung anderer Flüssigkeiten eine beachtenswerte war.

Ein angehender Vierziger, stark, breitschulterig mit finsterem Gesicht, dunkelm, nach der Bürste geschnittenem

Haupthaar und gleichfarbigem, etwas struppigem Vollbart, verbarg Paul Weber hinter scheinbar rauhen Manieren ein äußerst weiches, empfindsames Gemüt, und mit dem scharfen, mathematisch geschulten Verstand des Baurats verband er

eine beneidenswerte, fast kindliche Naivität in Beurteilung weiblicher Charakterzüge.

Seine offen ausgesprochene Vorliebe für den heiligen Stand der Ehe, die nicht verhehlte Sehnsucht nach der Gründung eines eigenen Herds, welcher bisher nur der absolute Mangel an passender Damenbekanntschaft hindernd im Weg gestanden, machten ihn schnell zum Liebling des schönen Geschlechts und man denke sich, wie dieser Mann in einer Gesellschaft, die solchem Mangel einen Ueberfluß entgegenzusetzen hatte, gefeiert wurde. Um so allgemeiner war daher die Entrüstung, als die schöne Undine auch diesen so vielversprechenden Quellenbändiger in ihr Netz zu lächeln schien, und zu den tiefstentrüsteten gehörte selbstverständlich mein Freund Raveneck.

In der That hatte Paul Weber seine Aufmerksamkeit dieser Dame zugewandt, deren Schönheit offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Selbst kein großer Kauseur, sah er in Sidoniens Schweigen nur die züchtige Schüchternheit eines reinen, in sich gekehrten Gemüts. Wer konnte ein besseres Verständnis für das architektonische Ebenmaß ihrer Formen haben, als er, der für solches Verständnis Besoldete? Ihr Lächeln vollends verwirrte ihm den Kopf, und die heißen Quellen in seiner Brust fingen bei so mangelhafter Oberleitung an sprudelnd überzukochen. Herr von Raveneck sah sich schwer in seinen heiligsten Gewohnheitsrechten gekränkt. Bereits hatte er einen Kotillon und eine Soupertour dem Fremdling abtreten müssen, bereits war er der Gegenstand spöttischer Anspielungen seiner Kameraden. Nun konnte er nicht länger in seiner passiven Rolle verharren, nun mußte etwas Entscheidendes geschehen, und es gelang ihm wirklich, mit Cölestinens Hilfe, deren Gesang er mehrere Stunden mit seltener Ausdauer gelauscht, dieses Entscheidende herbeizuführen.

Zu den etatsmäßigen Bezügen eines Platzmajors gehörte auch der einer Pferderation, und Herr von Löwenhorst hätte es um so mehr unter seiner Würde gehalten, das dazu gehörige Pferd nicht zu besitzen, als er die dazu gehörigen Sporen zu tragen dienstlich verpflichtet war. Deshalb hatte er von einem jüngeren Kameraden ein ausgedientes, äußerst zuverlässiges Tier erworben. Damit aber dieses, da er selbst nie in den Bügel stieg, doch eine passende Verwendung finde, so benutzte er gleichzeitig die traurige Lage eines Droschkenvermieters, um bei dessen gerichtlicher Pfändung ein auf vier Rädern ruhendes Gestell zu ersteigern, welches von den Mitsteigernden für eine Feuerspritze gehalten, vom Auktionator jedoch als ein zweisitziger Char à bancs ausgeboten wurde. Ein frischer Lackanstrich und das freiherrliche Wappen auf dem Schlag zerstreuten bald jeden Zweifel, und nun erfreute sich der biedere Braune fast täglich einer seiner Gesundheit sehr zuträglichen Bewegung durch die Damen von Löwenhorst. Gewöhnlich waren es die beiden Schwestern, welche an schönen Tagen die Equipage, wie das Ding alsbald in der Garnison benannt wurde, zu kleinen Ausfahrten in der Umgebung benutzten, wobei Sidonie die Zügel führte.

Nun hatte Raveneck Ziel und Marschroute einer solchen, für den nächsten Morgen geplanten Fahrt, dank seiner musikalischen Ausdauer, von Cölestine erfahren und mit dieser eine Kriegslist verabredet.

Infolgedessen erwartete er anderen Tags etwa zwei Kilometer vor der Stadt, durch einen Hohlweg gedeckt, das Herannahen der freiherrlichen Equipage, welche auf ihn, wenigstens im Augenblick ihres Auftauchens, den Eindruck eines Feengespanns machte. Als die Erscheinung ganz in seiner Nähe war, trat er plötzlich aus seinem Hinterhalt hervor.

„Ah!“ sagte er, die Damen höflich grüßend, „welch

angenehme Ueberraschung! Ein herrlicher Morgen heute! Nun bin ich fast geneigt, mein Schicksal, das mich Ihnen hier in den Weg führt, zu preisen, obwohl es mir voraussichtlich eine Nase eintragen wird."

„Wieso?" fragte Cölestine, indes Sidonie lächelte. „Was führt Sie denn hierher?"

„Ich sollte längst eine Rekognoszierung hier in der Nähe vornehmen, gnädiges Fräulein, habe die Sache natürlich bis auf den letzten Tag hinausgeschoben und mich nun so dabei

verspätet, daß es mir nicht mehr möglich wird, um Mittag die Kaserne zu erreichen, wo meine Anwesenheit beim Appell dringend notwendig ist," erwiderte Raveneck, der wirklich eine kleine Mappe unter dem Arm trug, und dabei warf er einen verzweifelten Blick auf seine Uhr.

„Wie viel zeigt denn die Uhr?" fragte Cölestine weiter.

„Zwölf Minuten vor zwölf."

„Nun, da könnten Sie noch zurecht kommen, wenn wir Sie bis ans Thor führen."

„Gewiß, aber — — — Soll ich vielleicht den Braunen besteigen, à la Daumont?"

„Ich räume Ihnen meinen Platz."

„Wie, Sie wollten?"

„Danken Sie mir nicht zu früh, es geschieht nicht aus reinem Mitleid. Ich empfinde schon den ganzen Morgen heftigen Kopfschmerz, der sich beim Fahren steigert. Das Gehen wird mir gut thun, ich mache den Fußweg und schneide ab. Entschuldige mich, Sidonie. Auf Wiedersehen! Adieu, Herr Lieutenant, und daß Sie mir am Thor gewiß aussteigen!"

Damit sprang Cölestine, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Wagen und bog in den Fußweg ein, der gerade an der Stelle, von der Straße ablenkend, in anmutigen Windungen der Stadt zuführte.

„Darf ich?" flüsterte mein Freund, über seine Kühnheit fast selbst erschrocken.

Sidonie lächelte noch immer, etwas erstaunt wohl, aber sie lächelte, und als der Lieutenant, dies als Zustimmung deutend, aufstieg und mit leichtem Zungenschnalzen das Pferd zum Anziehen ermunterte, ließ sie es lächelnd geschehen.

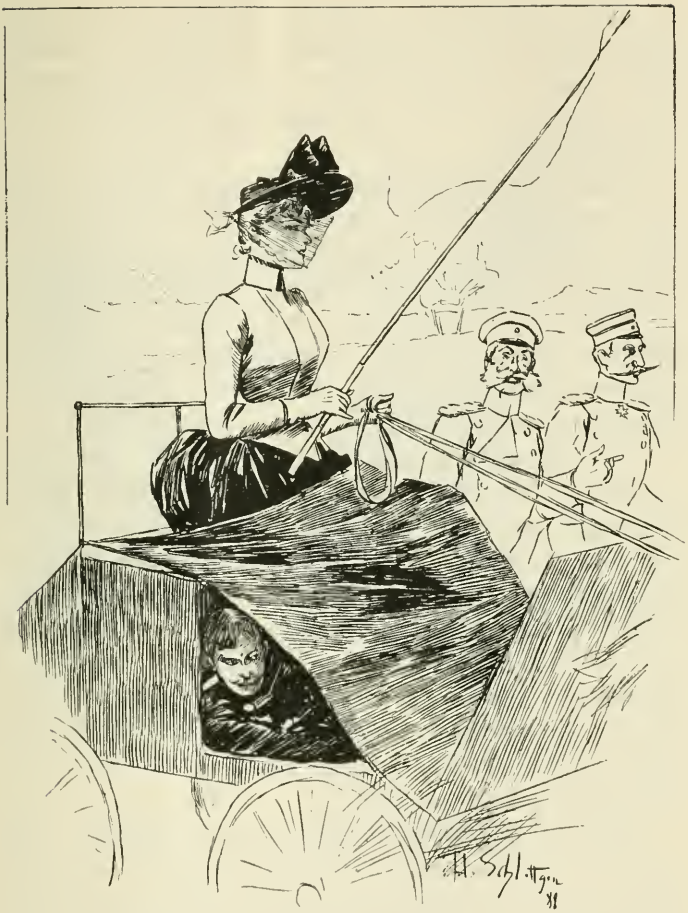
Der Zufall wollte, daß Sidonie an diesem Morgen schöner war denn je, und Raveneck, durch den ersten Erfolg seiner Kriegslist ermutigt, versäumte nicht, sie hiervon in be-

redteſter Weiſe in Kenntnis zu ſetzen. Derſelbe Zufall wollte aber auch, daß der Garniſonsälteſte den an dieſem Morgen zum Vortrag bei ihm erſchienenen Platzmajor nach erledigten Geſchäften in liebenswürdigſter Laune zu einem appetitſtärkenden Spaziergang vors Thor einlud, was ſelbſtverſtändlich mit unterwürfigſtem Dank angenommen wurde, und derſelbe infame Schlingel von einem Zufall lenkte überdies die Schritte der beiden Herren juſt in der Richtung, aus der unſer Liebespaar gefahren kam.

Man war noch etwa einen Kilometer vom Thor entfernt, die Straße menſchenleer, Raveneck befand ſich auf der Höhe der Begeiſterung, während der Braune im langſamſten Tempo dahinzottelte und Sidonie läch— nein, ſie lächelte plötzlich nicht mehr, es kam etwas wie Bewegung in ihre Züge, die ſchönen Augen nahmen einen Ausdruck des Schreckens an. Aber als mein Freund, der ſich bereits wie ein zweiter Pygmalion vorkam und auf den nie dageweſenen Umſtand die kühnſten Hoffnungen baute, der Richtung ihrer Blicke folgte, erſtarrte ihm das Blut in den Adern, denn er ſah in nicht mehr allzu großer Entfernung die geſträubten Bartſpitzen des Platzmajors und die ihm nur zu wohl bekannte Geſtalt ſeines Begleiters. Auch meines Freundes Haare ſträubten ſich bei dem Anblick.

Was thun? Noch konnten ihn die beiden in lebhafter Unterhaltung begriffenen Herrn nicht bemerkt haben, wenn er jetzt ausſtieg, war das ſchier unvermeidlich. So blieb ihm nichts übrig, als — wie vor ihm ſchon ein großer Freiheitsheld und Sänger gethan — ſich unters Spritzleder zu verkriechen.

Wenige Augenblicke ſpäter hielt der Wagen. Die beiden Herren begrüßten Sidonie, der trotz ſeines patriarchaliſchen Titels für Frauenſchönheit nicht unempfindliche Garniſonsälteſte ſagte ihr einige Artigkeiten und bat den Major, die



Gelegenheit doch ganz unbekümmert um ihn zur Heimfahrt zu benutzen. Glücklicherweise hütete sich Herr von Löwenhorst wohl, dieser Aufforderung seines Vorgesetzten, hinter welcher er eine leise Ironie witterte, Folge zu leisten, und so schritten die beiden zu Fuß neben dem Wagen her, während Raveneck so tief, als es seine Lage zuließ, aufatmete.

Kurz, nachdem das Stadtthor passiert war, verabschiedete sich der Garnisonsälteste, der Platzmajor bestand darauf, ihn bis zu seiner Wohnung zu geleiten, und Sidonie setzte mit dem anmutigsten Lächeln ihren Braunen wieder in Trab.

Was mein Freund bisher ausgestanden, soll hier unerwähnt bleiben, glücklicherweise vermochte er sich zunächst noch keine bestimmte Vorstellung von dem Ende seines Abenteuers zu machen und dann lag er doch wenigstens zu den Füßen seiner Geliebten. Noch weniger aber ist es mir möglich zu beschreiben, was in Sidonie vorging, die nun, rechts und links den Gruß von Bekannten erwidernd, lächelnd ihrem väterlichen Haus zulenkte.

Dort angelangt, stieg sie vorsichtig und ohne das schützende Leder allzuweit zu lüften, ab, klopfte dem Braunen schmeichelnd den Hals und überreichte ihm das gewohnte Stückchen Zucker, worauf er von dem harrenden Burschen ausgeschirrt und in den Stall geführt wurde. Währenddessen trafen auch Cölestine und der Major ein und alle drei folgten nun dem Ruf der Hausfrau zum Mittagsmahl. Der Wagen aber blieb im offenen Hofraum stehen und bei dem lebhaften Verkehr, der dort den ganzen Tag über herrschte, war es Herrn von Raveneck schlechterdings unmöglich, sein nun völlig trostloses Gefängnis zu verlassen.

Es waren schreckliche Stunden, die er da zubrachte. Ach, wie bereute er nun seine Verwegenheit! Aber es war zu spät. Aus allen Stockwerken, deren Fenster weit geöffnet waren, drang das klirrende Geräusch der Eßbestecke an sein Ohr, der warme einladende Duft der Speisen drang bis in sein einsames Versteck und weckte auch ihm den seit dem frühen Morgen schlummernden Appetit. Er zählte die Sekunden und Minuten und ließ sich von den dumpfen Schlägen der nahen Turmuhr die Richtigkeit der lang-

wierigen Rechnung bestätigen. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er bei einer Uebung erwartet wurde, welcher der

Regimentskommandeur selbst beizuwohnen die Absicht ausgesprochen hatte.

Bei dem Gedanken fühlte er sich versucht, gleichviel was daraus entstehen mochte, seine Bande zu sprengen und fortzustürzen. Aber konnte er das, durfte er das? Unmöglich!

Und auch diese Stunde schlich vorüber, so langsam, wie sie ihm nur je bei der Uebung verflossen war. Und dazu die stete Gefahr der Entdeckung.

Es mochte gegen vier Uhr sein, als Raveneck, dem die Glieder zu schmerzen anfingen, aus einem dumpfen Brüten durch das Rasseln des Hofthors, dem er schon wiederholt mit Entsetzen gelauscht, aufs neue aufgeschreckt wurde. Ein starker männlicher Schritt hallte ganz dicht an seinem Versteck vorüber und eine Stimme, die er nur zu wohl kannte, eine Stimme, deren tiefer Ton ihm das Herz zusammenkrampfte, denn es war die seines Rivalen, des Oberbaurats, richtete an das im Hof beschäftigte Dienstmädchen die Frage: „Sind die Damen zu Hause?"

„Gewiß," erwiderte aufs freundlichste die dralle Christel, die Elende, an die mein Freund so viel zarte Aufmerksamkeit verschwendet hatte, „Herr Oberbaurat werden längst und mit Ungeduld erwartet, der Kaffee ist schon zweimal übergekocht. Ich will Sie gleich anmelden!" Und damit stürmte sie, die wohl schon lange auf der Lauer gestanden, die Treppe hinauf, und der so ungeduldig erwartete Gast folgte.

Raveneck wollte unwillkürlich aufspringen und dasselbe thun, aber das Knattern der alten Lederdecke schreckte ihn in seine frühere qualvolle Lage zurück. Armer Freund! Er hörte von oben die zwar unbestimmten, aber zweifellos sehr herzlichen Willkommgrüße der Majorin und ihrer Töchter, das Klirren der Kaffeetassen, die Töne des Piano, Cölestinens Gesang, den unglückseligen Gesang, der an all seinem Elend schuld war, und Sidoniens Kichern. Noch nie hatte es ihm so fürchterlich geklungen. Spottete sie seiner? Sie, die doch wissen mußte, in welch verzweifelter Lage er sich befand? O, er hätte hinaufstürzen mögen und die Falsche erwürgen samt ihrem neuen Verehrer. Aber er durfte ja nicht, es war ja unmöglich, ein solcher Skandal! Ueber zwei Stunden

blieb der Gast, Raveneck vernahm noch die wiegenden Klänge des jüngsten Modewalzers und das Schlürfen von Schritten. Kein Zweifel, sie tanzten droben, das fehlte noch.

Endlich empfahl sich der Oberbaurat, für einen ersten Besuch war er lange genug geblieben. Aber war das der erste? — Die Damen gaben ihm das Geleit bis zur Treppe, sie grüßten ihn noch vom Fenster: „Guten Abend!“ und „Auf Wiedersehen!“

Nun war auch das überstanden, es ward stiller im Hof, aber bald darauf polterte der Platzmajor die Treppe herunter. Er rief den Burschen und fragte im barschen Ton, warum der Wagen noch nicht geputzt wäre.

Raveneck glaubte sein letztes Stündchen gekommen. Allein der Diener entschuldigte sich mit anderen Geschäften, die ihn nicht vor morgen früh dazu kommen ließen. Nun hielt es der Major wenigstens für seine Pflicht, dem Säumigen eine praktische Anleitung zu geben, wie die Arbeit zu verrichten sei, und zum Schluß ergriff der alte Herr in seinem Eifer selbst einen vollen Wasserkübel und entleerte ihn mit einem kräftigen Schwung über das Verdeck.

Endlich, endlich kam die Nacht und nun erst wagte es mein völlig durchnäßter Freund, sein Gefängnis zu verlassen und sich vorsichtig genug seiner Wohnung zuzuschleichen.

Dort hatten ihn die Schergen des Regimentskommandeurs den ganzen Nachmittag vergebens gesucht und ihm schließlich eine nicht abzuweisende Einladung zum Rapport für den nächsten Morgen hinterlassen.

Als der Lieutenant sich nach einer schlaflosen Nacht in einem Zustand, der den Schuldlosen doppelt anklagte, bei seinem Vorgesetzten einfand und, wie begreiflich, sein Dienstversäumnis nicht genügend zu rechtfertigen wußte, diktierte ihm der Barbar drei Tage Stubenarrest. —

Was in diesen Tagen in der Seele meines Freundes

vorging, das, Madame, möchte ich Ihnen gerne sagen, aber ich darf nicht. Zwar ist es selbst nur eine Vermutung von mir, denn er hat sich nie jemand darüber mitgeteilt, aber ich vermag mich so lebhaft in seine Empfindungen zu versetzen, daß ich sicher das Richtige treffen würde. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er, den Frieden einer dort eingenisteten Sperlingsfamilie grausam zerstörend, seine Fensterläden zum erstenmal schloß und auch ferner seine Blicke nicht mehr schräg über den Platz schweifen ließ, daß er nach Ablauf seines Arrests eine längere private Besprechung mit dem Regimentskommandeur hatte, über deren Inhalt ich nichts erfahren, und daß er sich in der Folge von der Gesellschaft in einer Weise zurückzog, die eine Zeitlang peinliches Aufsehen erregte.

Haßte er die Ungetreue? Wohl möglich, und doch war mein Freund Raveneck ein so guter Mensch.

Die Einsamkeit ist die Mutter aller großen Entschlüsse.

Auch Herr von Raveneck hatte ohne Zweifel einen großen Entschluß gefaßt, ein stilles Gelübde gethan, das ich, ohne der eben begonnen habenden Handlung vorzugreifen, nicht verraten darf, ein Gelübde, das Sie nur in seinen Folgen am Schluß dieser wahren Erzählung verstehen werden, am Schluß, den ich Sie dringend bitte, nicht in allzugroßer Spannung im voraus nachzuschlagen. Ich würde dies unendlich beklagen, Sie erhalten eine falsche Meinung von mir, denn Schlüsse, Madame, aufrichtig gesagt, sind nicht meine Force, aber das ist eine Schwäche, die ich mit größeren Geistern teile.

Was Cölestinens Mitwirkung bei dem vorher geschilderten Abenteuer betrifft, so war sie nicht so ganz uneigennützig gewesen, wie es den Anschein hat. Obwohl Frau von Löwenhorst bezüglich ihrer keine so hochstrebenden Pläne nährte wie mit ihrer älteren Tochter, und eine Altersversorgung in einem adligen Damenstift, daraus sie jetzt schon

eine bescheidene Präbende zog, das Aeußerste war, was sie für die Jüngere zu hoffen wagte, so war diese selbst doch ganz anderer Ansicht. In diesem unscheinbaren vulkanischen Gebild gärte ein Glutstrom, dessen Spannung durch die täglichen Gesangsausbrüche lange nicht in dem Maß ge-

hoben wurde, als man bei deren Gewalt zu vermuten berechtigt war.

In der Gesellschaft wurde Cölestine hauptsächlich als die Folie ihrer Schwester geschätzt. Alle Artigkeiten, welche ihr die Herren dort erwiesen, alle Bewunderung ihres Humors und ihrer Kunst waren doch eigentlich weiter nichts, als ein Trinkgeld, das man ihr als der vermeintlichen Hüterin jener außerordentlichen Sehenswürdigkeit verabreichte. Das fühlte sie wohl und die aufrichtige Teilnahme der über jenen Götzendienst mehr oder weniger empörten Damen bot ihr keinen genügenden Ersatz. Es mußte sie dies um so mehr erbittern, als sie sich ihrer älteren Schwester geistig überlegen fühlte und im Gegensatz zu Sidoniens Kälte und Unempfindlichkeit ein Liebesbedürfnis in ihrer Brust verbarg, zu groß fast für den schmalen Raum, den ihm die Natur dort angewiesen hatte. Diese Erbitterung hatte in ihrem Wesen einen herben, den Ueberlieferungen ihrer Familie sehr entgegengesetzten demokratischen Zug entwickelt. Sie dachte eine Zeitlang ernstlich daran, sich zur Künstlerin auszubilden, aufs Theater zu gehen, und nachdem sie der Spiegel davon abgebracht, beschloß sie wenigstens, sich einem anderen Kreis anzuschließen, wo ihr Talent mehr beachtet und gefördert, ihre Geistes- und Gemütseigenschaften unbefangener gewürdigt würden, als in jenem vornehmen Zirkel, dessen steife Etikette und hohler Formenkult ihr zuwider waren.

Cölestine hatte etwas von der Energie ihrer Mutter geerbt, sie suchte und fand. Im Kirchenchor, dem sie trotz des Widerspruchs der Ihrigen beitrat, und dessen gefeiertstes Mitglied sie bald wurde, lernte sie zunächst Fräulein Luise Wörlin, die mit ihr gleichalterige Tochter eben jenes Gewürzkrämers kennen, bei dem Herr von Raveneck wohnte.

Dieser jungen Dame hatte der Lieutenant, kurz nachdem er die Wohnung bezogen, wie er solches für seine Pflicht

hielt, einige Aufmerksamkeit geschenkt, er hatte ihr gesagt, sie wäre sehr hübsch, habe lustige Augen, frische Lippen und noch einiges andere von gleicher Tiefe. Einmal auch, da er in gehobener Stimmung von einem Liebesmahl heimkehrte und ihr beim ersten Treppenabsatz, der etwas schwierig zu nehmen war, begegnete, hatte er sie um die Hüften gefaßt und geküßt, ohne daß sie ihm deshalb gezürnt hätte.

Als jedoch Sidoniens Sonne schräg gegenüber am Horizont aufstieg, war dieser kleine Stern sehr schnell verblaßt. Wahrscheinlich glaubte mein Freund, seine Pflichten als Hausgenosse damit erfüllt zu haben, denn er hielt Fräulein Luise bei ferneren Begegnungen nicht mehr mit physiognomischen Betrachtungen auf, sondern begnügte sich, an ihr mit höflich ernstem Gruße vorüberzuschreiten. Auch der stille Vorwurf, der aus den nun ganz melancholisch blickenden Augen sprach, machten nur einen sehr vorübergehenden Eindruck auf ihn.

Ich weiß nicht, welche weiteren Erwartungen Fräulein Luise an das Pflichtbewußtsein meines Freundes geknüpft hatte; genug, sie fühlte sich von Sidonien in ihren Rechten geschädigt und dieses gemeinsame Gefühl war die Basis, auf welcher sich ihr Seelenbund mit Cölestinen gründete, denn aus der Bekanntschaft wurde bald eine innige Freundschaft. Fräulein Wörlin, eine frische, rotwangige, stumpfnäsige Blondine, war gleichfalls eifriges Mitglied des Kirchenchors, nicht viel größer wie Cölestine, aber in der sonstigen körperlichen Entwickelung ihr gerades Gegenteil. Das Wort von der Berührung der Extreme konnte nicht treffender illustriert werden, als wenn die beiden Freundinnen einander am Busen lagen.

Nicht ohne Besorgnis hatte Raveneck diesen Freundschaftsbund beobachtet; wohl fiel es ihm auf, daß die Melancholie aus den Augen seines Hausfräuleins verschwand und

diese lustiger denn je blickten, ganz besonders, wenn sie ihn streiften. Ja, am Morgen nach jener schlaflosen Nacht, da er wieder mit stummem Gruß an ihr vorbeischreiten wollte, hatte sie selbst zuerst das Wort ergriffen und ihn gefragt, warum er denn so traurige Augen mache, und ob er den gestrigen Tag, da er wohl verreist gewesen, nicht in heiterer Gesellschaft verbracht habe; eine Frage, auf die er nichts Gescheites zu antworten wußte. Seitdem wich er ihrer Begegnung ganz aus.

Aber nicht nur eine Freundin, sondern auch einen Liebhaber hatte Cölestine beim Kirchenchor gefunden. Ja, Madame, die Kirche birgt noch immer mehr Trostmittel in ihrem Schoß, als sich unsere Philosophen träumen lassen.

Der Chordirektor und Domorganist, Herr Gustav Schmitt, war ein noch junger, äußerst begabter Mann mit gründlicher musikalischer Bildung, wenig Vermögen, einem klugen, etwas pedantischen Gesicht mit goldener Brille, und blondem Lockenhaar. Bei diesem stillen bescheidenen Mann pflegten sich die Töchter der besseren Stände auf die ruhestörende Kunst des Klavierspiels einzuüben, und auch Cölestine besuchte den Unterricht fleißig.

Gustav Schmitt, der Sohn eines armen Dorfschullehrers, hatte sich ganz aus eigener Kraft zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet, aber eine gewisse Schüchternheit des Auftretens war im Gegensatz zu anderen Parvenüs an ihm hängen geblieben. Sein Wesen war ein Gemisch von Seminaridealismus und praktischer Lebensweisheit. Hatte dem ersteren schon der freiherrliche Name gewaltig imponiert, so fühlte sich die letztere von dem unbestreitbaren Talent der Dame, die ihn trug, fast noch mehr angezogen. Die kühnste Vorstellung, zu der sich Gustavs Phantasie verstieg, war die Gründung einer Musikschule größeren Stils am hiesigen Platz. Welchen Vorschub konnte eine Kraft, wie Cölestine von Löwenhorst, einem

solchen Unternehmen leisten! Ihr Name, die Verbindungen ihrer Familie mußten eine Schar von Schülern der vornehmsten Klasse anziehen, ihre Energie, ihr Talent machten sie zur Leiterin wie zur Lehrerin gleich geeignet. Aber wie

anders konnte diese so ersprießliche Kraft dauernd gewonnen werden, als durch das Band der Ehe? Hier nun türmte die angeborene Schüchternheit des Meisters ganze Gebirge von Hindernissen auf, und je schroffer die Zacken und Wände emporstiegen, in desto verklärteren Umrissen strahlte Cölestinens Bild im Hintergrunde seiner Zukunftsträume.

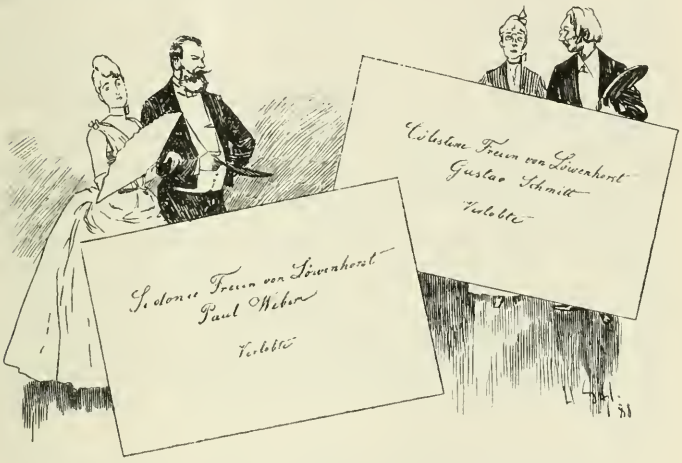
Es ist mir nicht bekannt geworden, ob der Chordirektor zuerst seine Schüchternheit überwand, oder ob die Schülerin, den Kampf in der Brust ihres Lehrers ahnend, ihm zu Hilfe kam. Gewiß aber ist, daß zwischen den beiden erst während des vierhändigen Spiels die dort unvermeidlichen Berührungen, etwas später jedoch auch zeugenlose Besprechungen stattfanden, und höchst wahrscheinlich, daß Cölestinens Kopfschmerz und ihr Verlassen des Wagens auf eine solche zurückzuführen waren. Wenigstens gelangte auch sie an jenem Mittag nicht ungeleitet durchs andere Stadtthor.

Da nun in diesem Fall konfessionelle Bedenken nicht vorlagen, Cölestinens Entschlossenheit aber aller anderen spottete, so führten diese Besprechungen verhältnismäßig rasch zu voller Uebereinstimmung.

Frau von Löwenhorst, als sie von der Sache erfuhr, war wohl etwas überrascht, aber das selbständige Vorgehen ihrer Tochter imponierte ihr mehr, als es sie verletzte, sah sie doch darin wie in einem Spiegel ihr eigenstes Ich wieder, und überdies war sie zu sehr Mutter, um ihrer Jüngsten ein Glück zu mißgönnen, an das sie selbst nicht für sie zu denken gewagt. Sie gab also ihre Zustimmung zu der Verlobung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß dieselbe eine geheime bleiben sollte so lange, bis auch Sidonie, als die Aeltere, an den Mann gebracht wäre. Diesen verzeihlichen Zug mütterlicher Eitelkeit achteten auch die beiden Liebenden, und Cölestinens Anteil an dem Los ihrer Schwester war von dem Tage an ein viel wärmerer als zuvor.

Nun hatte zwar Ravenecks auffallende Zurückhaltung die Beziehung des Oberbaurats zu der Familie wesentlich intimer gestaltet, Paul Weber empfand es, auch ohne daß er von der Freifrau besonders darauf hingewiesen worden wäre, als einen stillen Vorwurf, daß er Sidonien einen Freier, und zwar einen reichen und angesehenen Freier vertrieben

habe; er sah darin ein ihm gebrachtes Opfer, das seiner Eitelkeit schmeichelte und seinem Herzen wohlthat, und vermehrte daher auch seine Aufmerksamkeiten für die Verlassene. Bald war er fast täglicher Gast im Haus, vom Kaffee war man dort längst zu kompakteren Reizmitteln übergegangen, die dem an unstäte Junggesellenkost Gewöhnten nicht wenig imponierten, und doch zögerte er noch immer mit dem entscheidenden Wort.



Das Wasserwerk ging seiner Vollendung entgegen, der fernere Aufenthalt des Architekten ließ sich nach Wochen berechnen, da hielt es die Freifrau für ihre Pflicht, einen Schritt zu thun, der den Gang der Ereignisse beschleunigen sollte. Sie ließ nach einer kurzen, mehr formellen Rücksprache mit ihrem Gemahl die Verlobung ihrer Tochter Cölestine mit Herrn Gustav Schmitt, städtischem Chordirektor und Domorganisten, veröffentlichen.

Die Nachricht schlug wie eine Bombe in die ahnungslosen Gesellschaftskreise der Garnison, aber alles Staunen,

Zischeln und Nasenrümpfen vermochte nichts an der Thatsache zu ändern. Eine Freiin von Löwenhorst und ein Herr Gustav Schmitt! Unglaublich, aber wahr, und die toten Löwenhorste drehten sich in ihren Särgen um.

Die beabsichtigte Wirkung auf den Oberbaurat aber blieb nicht aus. Zu den verschiedenen Gefühlen, welche die Brust dieses Ehrenmannes bereits durchtobten, trat nun auch noch das der Furcht, den Gegenstand seiner Liebe plötzlich zu verlieren. In einer Familie, wo die eine Tochter sich über Nacht, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, als Verlobte präsentierte, mußte man bezüglich der anderen auf alles gefaßt sein. Um einer so schmerzlichen Ueberraschung vorzubeugen, entschloß sich Paul Weber endlich, offen mit seiner Bewerbung hervorzutreten, und kaum vier Wochen später, just bei der festlichen Einweihung des Quellenturmes, den nun das Porträtmedaillon seines Erbauers schmückte, hatte die Gesellschaft aufs neue Veranlassung, ebenso vergeblich zu zischeln und zu staunen, denn die zweite Freiin von Löwenhorst feierte dabei ihre Verlobung mit dem königlichen Oberbaurat Herrn Paul Weber. Die toten Löwenhorste drehten sich zum zweitenmal und kamen so wieder richtig zu liegen.

So blieben die beiden Schwestern jede in ihrem Element und ihre Hochzeiten wurden an einem Tage gefeiert.

Der Lieutenant von Raveneck aber befand sich, als dies geschah, nicht mehr in der Garnison; er war, nachdem er das Examen glänzend bestanden hatte, zur Kriegsakademie in Berlin einberufen worden und kurz zuvor dahin abgereist.

* * *

Nun bitte ich Sie, gnädige Frau, die drei Sterne, welche diese Zeile von der letzten trennen, für ebensoviele Jahre an-

zusehen, welche inzwischen verflossen sind. Der Kursus der königlichen Kriegsakademie zu Berlin nämlich ist ein dreijähriger für alle fleißigen und talentvollen Schüler, und die frühere Abberufung gilt als ein Zeugnis mangelnder Qualifikation. Sie können mir aber nicht zumuten, daß ich meinen Freund beleidige.

Viel hat sich indessen nicht verändert; in unserer kleinen Garnisonsstadt drängten sich die Ereignisse nicht sonderlich, und wenn sie je einmal das gewohnte Geleise überschritten hatten, so konnte man sicher sein, daß Jahre vergingen, ehe sich der Fall wiederholte.

Die Situation ist nun folgende:

Herr von Löwenhorst, dessen Gedächtnis immer schwächer wurde, seitdem er Cölestinens Unterstützung entbehrte, ist endlich dem Andrang der Wogen gewichen und in Ehren pensioniert. Was er dadurch an persönlichem Ansehen eingebüßt, hat seine Gattin gewonnen, sie spielt noch immer eine Hauptrolle in der Gesellschaft, die bei dem nächsten freudigen Ereignis auf ihre erprobte Mitwirkung rechnet. In der Familie des Chordirektors wurde schon zweimal das im natürlichen Verlauf der Dinge zu erwartende Fest der Taufe gefeiert. Die Musikschule floriert, Fräulein Luise Wörlin, die noch zu haben ist, wirkt dort als Lehrerin mit und besorgt nebenbei die Buchführung im Geschäft ihres Vaters. Die Undine ist ihrem Gatten in die Residenz gefolgt, wo ihre Schönheit verdientes Aufsehen erregt. Ihre Ehe, obwohl kinderlos, wird für eine glückliche gehalten, nur soll sich in dem Oberbaurat, der noch immer bis über die Ohren in seine Frau verliebt ist, die Anlage zum Othello so rapid entwickelt haben, daß er ihr beispielsweise nie gestattet, die Zeit, während welcher er in Geschäften abwesend ist, allein zu Haus zu verbringen, sondern sie aus Furcht vor den Versuchungen der Residenz stets zu ihren Eltern in die

kleine Garnisonsstadt, oder, wie er sich ausdrückt, aufs Land schickt. Dort hält sie sich, da ich den unterbrochenen Faden der Erzählung zusammenknüpfe, eben wieder für einige Zeit auf.

Lieutenant von Raveneck — ach, da fällt mir ein, gnädige Frau, daß er, obwohl eine Hauptperson, doch die einzige in dieser Erzählung ist, deren Aeußeres ich Ihnen nicht geschildert habe. Nun ist es fast zu spät. Aber er war mein Freund. Brauche ich Ihnen zu sagen, Madame, daß er ein reizender Mensch war?

Lieutenant von Raveneck also hat die Kriegsakademie mit Auszeichnung absolviert und ist reich an Erfahrungen zu seinem Regiment zurückgekehrt. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß die Wohnung am Marktplatz eben frei wurde, da er ankam, und so bezog er die alten Räume wieder. Sein Onkel lebt noch immer, wie dies die schwache Seite der meisten Erbonkel zu sein pflegt.

Und nun, Madame, fing vermutlich das stille Gelübde zu wirken an. Mein Freund machte natürlich sofort nach seiner Ankunft die üblichen Besuche, und es versteht sich, daß er dabei, schon um seine Unbefangenheit zu wahren, die Familie Löwenhorst nicht übergehen konnte.

War es doch, wie der Erfolg gezeigt, nur die anstrengende Vorbereitung zum kriegsakademischen Examen gewesen, die ihn zwang, seine rein freundschaftlichen Beziehungen zu dieser Familie für einige Zeit kalt zu stellen. Diese Entschuldigung wurde auch als eine aufrichtige angenommen und der Besuch aufs herzlichste empfangen.

Bei dieser Gelegenheit sah Herr von Raveneck zum erstenmal die Undine wieder. Sie war so schön wie je, ja, es muß zugestanden werden, daß sie meinem Freund noch bedeutend schöner erschien und er bei ihrem Anblick ein starkes Herzklopfen empfand. Indessen wurde er des Anfalls Meister

und erzählte nun in liebenswürdigster Weise von seinen Erlebnissen, den Arbeiten auf der Kriegsakademie, von dem Eindruck, den die schöne große Stadt auf ihn gemacht, von ihren Prachtbauten und Kunstdenkmälern, dem bunten Verkehr auf den Straßen, dem Liebreiz ihrer Frauen, deren Augenzauber so stark wäre, wie der der Fontana Trevi zu Rom, so daß es den Fremdling, der nur einmal tief hineingeblickt, zu jeder Zeit und an jedem Ort unwiderstehlich zu ihnen hinzöge, besonders wenn er beim Abschied nicht versäumt, sein Herz darin zu versenken.

Frau von Löwenhorst war von diesen Reden höchlich amüsiert, der alte Major gratulierte meinem Freund zu der herrlichen Karriere, die ihm nun in Aussicht stände. Nur Sidoniens Lächeln schien nicht ganz so aufrichtig wie früher, ob es gleich fast noch etwas schriller klang.

Es dünkte Raveneck, als trübte ein Schleier den Glanz ihrer himmlischen Augen, als schwebte ein Wölkchen über der reinen Stirn. Er erkundigte sich natürlich auch nach dem Herrn Gemahl und freute sich seines Wohlbefindens. Doch dehnte er seinen Besuch nicht allzulange aus und verabschiedete sich mit dem bestimmten Versprechen baldigen Wiederkommens.

Nun hatten die Sperlinge in Ravenecks Fensterläden gute Tage, er selbst war heiterer denn je und nahm keinen Scherz übel, mit dem sich die Kameraden an seinem Strebertum rächten; die alte Zeit schien vergessen, er besuchte Majors häufig, und man fand das sehr nett von ihm.

Eine merkwürdige Veränderung aber ging auch mit Sidonie vor. Stumm und kalt war sie ja stets gewesen, nun aber trat zu ihren sonstigen Undineneigenschaften noch eine neue, besonders charakteristische, die nämlich, daß sie allwöchentlich einmal, und zwar am Sonnabend, das väterliche Haus verließ und, jegliche Begleitung ablehnend, unter dem

Vorwand eines Spaziergangs mehrere Stunden auswärts, niemand wußte wo, verbrachte.

Wie aber in einer so kleinen Stadt nichts lange ein Geheimnis bleiben kann, so hatten die Neugierigsten auch bald herausgebracht, daß es der Quellenturm sei, dem die Undine so regelmäßig ihre Schritte zulenkte, und daran fand sich, in Anbetracht daß sie diesem Turm ja eigentlich ihr Glück verdankte, auch wirklich nichts auszusetzen.

Wer jedoch die Auffassung nicht teilte, das war Fräulein Luise Wörlin. Mit dem scharfen Blick der Eifersucht hatte sie's herausgebracht, daß um dieselbe Zeit, da die Undine ihre einsamen Spaziergänge antrat, auch der Lieutenant von Raveneck seine Wohnung verließ und vorsichtig zwar und auf großen Umwegen demselben Ziel zustrebte.

Sie war ihm heimlich gefolgt und hatte es mit eigenen Augen gesehen, wie der Lieutenant die Thür des Quellenturms aufschloß und im Innern verschwand. Das war genug. Man muß die ganze Zähigkeit des Weiberhasses, die nur in der Unermeßlichkeit ihrer Liebe ein Aequivalent findet, kennen, um zu begreifen, was die Unselige that.

Sie schrieb nämlich umgehend unter dem Pseudonym „eine wohlmeinende Freundin" einen Brief an den Oberbaurat Paul Weber, hochwohlgeboren, worin sie ihn von dem seltsamen Gebaren seiner Gattin in Kenntnis setzte und dringend einlud, sich doch am nächsten Sonnabend persönlich zu überzeugen, ob der märchenhafte Undinenspuk nicht auf sehr natürliche Weise zu lösen wäre.

Paul Weber war, als er diesen Brief erhielt, eben von einer längeren Dienstreise zurückgekehrt, er sehnte sich nach seiner Frau und stand im Begriff, ihr seine Ankunft mitzuteilen. Er selbst wollte sie bei den Eltern, wo er noch einige Tage der Ruhe zu verbringen dachte, abholen. Er erschrak, da er jedoch sah, daß die Anklägerin sich nicht ge-

H. Smith
'98.

nannt hatte, gehorchte er einer guten Regung und zerriß den Brief.

Leider sind gute Regungen meist nur die Vorläufer der schlimmen, so war's auch hier. Paul Weber hatte zwar das Gift ausgeschüttet, allein der scharfe, tödliche Duft erfüllte die ganze Wohnung, ja, er war an seiner Person haften geblieben und verfolgte ihn, wo er ging und stand. Vergebens nahm er alle guten, wohlthuenden Gerüche, daran er sich je erquickt, zu Hilfe, das Gift war stärker. Er unterließ die beabsichtigte Meldung seiner Ankunft und nahm sich vor, am künftigen Sonnabend ganz unerwartet auf der Bildfläche zu erscheinen und die Anklage auf ihren richtigen Wert zu prüfen.

Waren Sie schon eifersüchtig, Madame? Ja? Dann wissen Sie, wie unerträglich lang ihm die Zeit bis dahin wurde.

Es war ein glühend heißer Sommertag; die Sonne, obwohl schon stark gegen Westen geneigt, konzentrierte, wie eine schöne Frau in der Scheidestunde, noch alle Glut der Leidenschaft in ihren Blicken, damit sie den Teil unseres Planeten, von dem sie schied, warm hielten bis zu ihrer Wiederkehr am nächsten Morgen, ob sie gleich inzwischen eine andere Hemisphäre nicht weniger großmütig zu beleuchten gedachte. Kein Lüftchen rührte die Wipfel des Quellenwalds, durch dessen schattige, von Insektenschwärmen durchsummte, sonst ganz verlassene Gänge Sidonie langsam und träumerisch dahinschritt. Schon nahte sie sich dem Turm, schon grüßte sie über der Pforte das Bronzebild ihres Gatten. Ein Sonnenstrahl fiel schräg über die Augen, so daß es schien, als ob sie zornige Blitze sprühten. Erschöpft von dem Gang hielt Sidonie einen Augenblick auf der Höhe und betrachtete sinnend die ehernen Züge ihres Gemahls, dann nach einer kurzen, trotzigen

Bewegung des anmutigen Kopfes schloß sie rasch auf und trat ein.

Hier war es wunderbar kühl, das Reservoir, darin die Wasser rauschten und sprudelten, umgab ein Geländer und diesem entlang lief eine hölzerne Bank. Darauf hatte sich Sidonie niedergelassen, den Ellenbogen auf das Geländer und das Haupt auf die Hand gestützt, blickte sie sehnend hinab zu dem befreundeten Element. Der Strohhut war ihr in den Nacken gesunken und einige Flechten ihres heute goldig schimmernden Haares fielen ihr auf die Stirn und Schläfen; sie trug ein leichtes duftiges meergrünes Gewand, kurz, es fehlte nur der Schuppenschwanz, und die Undine war fertig. Lange saß sie so allein, fast unbeweglich, nur wenn draußen ein Geräusch entstand, fuhr sie zusammen und lauschte und richtete ihren Blick erwartungsvoll nach der verschlossenen Thür.

Inzwischen war der Oberbaurat ganz unvermutet seinen Schwiegereltern ins Haus gefallen, hatte nach seiner Frau gefragt und sich, da er keinen bestimmten Aufschluß erhielt, ebenso kurz wieder verabschiedet. Mit großen Schritten, unbekümmert um die Hitze, die ihm den Schweiß in Strömen auspreßte, nur dem blinden Drang seiner Eifersucht folgend, rannte er nach dem Quellenturm.

Wenn die Anklage recht hatte, wenn er betrogen war, ah, wie schrecklich wollte er sich rächen! Ermorden wollte er die Falsche samt ihrem Buhlen. Wohl sprach dazwischen auch wieder eine bessere Stimme: Es kann ja nicht sein, schäme dich! Sie liebt nur dich, es ist die Sehnsucht nach dir, die sie heraustreibt an den Ort, wo sie zuerst dein Arm umfangen, dein Mund geküßt, wo sie die Deine wurde fürs Leben!

Aber die böse Stimme sprach wieder dagegen, und unter solchem Zwiegespräch gelangte Paul Weber in unglaublich

kurzer Zeit vor die Thür des Quellenturmes. Sie war verschlossen, und noch einmal kam die bessere Stimme zum Wort. Schäme dich, man hat dich gefoppt, eifersüchtiger Thor, es ist gar niemand drinnen, kehr um!

Ach, wenn er nur hätte hindurchsehen können durch die eichene Wand, er hatte kein Schwert, ein Loch darein zu bohren, wie jener Ritter im Märchen. Aber er hatte ja

etwas Besseres, er hatte den Schlüssel in der Tasche, den zog er hervor und schloß auf.

Die Thür flog auf, da saß die Undine allein, kein Mensch bei ihr. „Du?“ — rief sie und sprang auf, ihm entgegen, er aber stand einen Augenblick tief beschämt vor ihr und dann „Mein süßes Weib!“ jubelte er und umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie.

„Wie kamst du hierher?“ fragte Undine erstaunt und vorwurfsvoll.

Da sank er vor ihr auf die Kniee und gestand ihr seinen schnöden Verdacht und bat sie um Verzeihung und schwur, nie, nie mehr im Leben sollte ein Schatten von Eifersucht ihr reines Glück trüben.

Sie verzieh, Gott sei Dank, sie war ihm nicht ewig verloren. Arm in Arm, ein seliges Paar, schritten die beiden nach Haus, der Wald rauschte ihnen Grüße zu und ein prachtvolles Abendrot verklärte seine Wipfel. Die Welt war so schön!

Am gleichen Nachmittag aber hatte der Lieutenant von Raveneck eine Depesche erhalten, die ihn ans Sterbebett seines Onkels rief; er hatte gerade noch Zeit, in den Zug zu steigen. Der alte Herr war vom Schlagfluß gerührt worden, mein Freund traf ihn nur mehr als Leiche.

Raveneck war zum großen Aerger der geistlichen Brüder als Universalerbe eingesetzt und als solcher zog er es vor, auf seine fernere militärische Karriere Verzicht zu leisten und den Rest seines Lebens auf seinen Gütern zu verbringen.

Damit schließt meine Geschichte. Sagen Sie nicht, daß der Schluß matt sei. Wie leicht wäre es mir geworden, ihn tragisch zu gestalten, das grüne Moos des Quellenwaldes mit dem Blut der Erschlagenen zu röten und die Undine in ihrem Element versinken zu lassen!

Ich habe es vorgezogen, drei Menschenleben und die Ehre einer Frau zu retten, einer Familie Glück und Frieden zu erhalten.

Die Undine hat im nächsten Jahr ein Kind und damit, wenn die Sage recht hat, auch eine Seele bekommen.

Sind Sie mit mir zufrieden, Madame?

H. L.

Eine

Hochsommer-

Geschichte.

Zwei Jahre Lieutenant und noch kein Roman! So seufzte der kleine Lieutenant von Holker oft, wenn er in seinen dienstfreien Stunden zum Fenster hinaussah, die Arme auf ein prächtig gesticktes Sofakissen gestützt, die schlanke Gestalt in einen buntgeblümten Schlafrock gehüllt, auf dem Kopf ein Türkenfes, im Auge das Monokle und zwischen den Zähnen die mächtige Zigarrenspitze, eine Odaliske aus Meerschaum darstellend. Und all diese Attribute des Orients hatten ihm noch nicht zu dem kleinsten Abenteuer verholfen.

Er hatte sich's ganz anders vorgestellt. Das Donnerwetter auch, das ihn in diese kleine Garnison, dieses langweilige tugendsatte Krämernest verschlug, ihn, der „ein großes, weites Feld" brauchte, von kolossalen Verbrechen träumte, kurz für großstädtische Verhältnisse geschaffen war. Irgend eine schöne, vornehme, einflußreiche Dame aus der Gesellschaft, vom Hofe vielleicht, am Ende gar eine Prinzessin, hätte sich dort für ihn interessiert; ein duftiges Billet ihn von der jäh entflammten Leidenschaft, die er natürlich zu teilen bereit war, benachrichtigt; eine maskierte Duena ihn mit verbundenen Augen über geheime Gänge und Treppen in das Boudoir der Schönen geführt, und am nächsten Morgen vielleicht schon hätt' er's im Armeeverordnungsblatt gelesen oder wär's ihm durch den Regimentskommandeur mitgeteilt worden, daß er unter entsprechender Vorpatentierung durch Allerhöchste Kabinettsordre zum Premier befördert und zum großen Generalstab versetzt sei.

Und so machte er den Tretmühlengang in der Truppe mit. Was half's ihm, daß er täglich ein paar höherer Vorgesetzter mit dem Rotstifte in der Rangliste mordete, wenn sie jedesmal wieder aufstanden und sich nach leichtem Unwohlsein völlig gesund und diensttüchtig erwiesen! Er hatte trotz seiner Talente und eleganten Manieren nicht die geringste Aussicht, schneller vorwärts zu kommen, als jeder andere auch. War's nicht zum Verzweifeln?

Indes der Lieutenant solchen Betrachtungen nachhing, merkte er's kaum, daß unter seinen Augen der ersehnte Roman bereits seinen Anfang nahm. Die Heldin war freilich keine ganz große Dame, wie er sie geträumt, sondern eine kleine, sehr zierliche, die eben mit der Schulmappe unterm Arm aus der seiner Wohnung gegenüberliegenden höheren Töchterschule kam. Ihre Gefährtinnen waren längst plaudernd und über den Türken droben kichernd vorausgeeilt, sie aber

hatte absichtlich ihre Schritte verzögert, denn ihr imponierte der Moslem.

Ganz zufällig geschah's, daß sich des Lieutenants Blicke in zwei dunkelblaue Augen tauchten, aus denen die ganze Schwärmerei einer sechzehnjährigen Mädchenseele zu ihm heraufschmachtete.

So etwas ist immer schmeichelhaft, unser Türke erwiderte daher den Blick mit der vollen Glut des seinigen, worauf die blauen Augen drunten zunächst ihr Feuer einstellten, aber nur um es nach zehn Schritten schüchtern wieder zu beginnen und so fort, bis an der nächsten Ecke mit einer letzten Salve das Scharmützel für heute ein Ende fand.

Bisher hatte sich Lieutenant von Holker verflucht wenig um die liebe Jugend bekümmert, die da einigemal des Tages unter seinen Fenstern promenierte, selbst ihr Kichern hatte ihn kaum beleidigt, sein Sinn war auf Größeres gerichtet. Heute kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß es in der Liebe eine bestimmte Rangordnung geben könnte, genau wie beim Militär, und daß man hier wie dort, um Großes zu erreichen, notwendig einmal beim Kleinen anfangen müsse.

Zudem hatte er's bald heraus, daß die junge Dame, die ihn so sichtlich mit ihrer Gunst beehrte, keine geringere als die einzige Tochter des garnisonsältesten Generals sei. Das schien ihm immerhin ein ganz netter Anfang. Er ging also bald, nachdem er das Feuer aus seiner gedeckten und dominierenden Stellung noch eine Weile fortgesetzt, auch sich über den Situationsplan des Gegners genau orientiert hatte, zur Offensive über.

H. Sahl. 88

Das Glück des Cäsar begünstigte ihn hierbei, und in wenigen Wochen schon waren die einleitenden Kapitel des Romans fertig. Sie enthielten schmachtende Blicke, Begegnungen mit flüchtigem, aber vielsagendem Gruß und einen schwungvollen Briefwechsel postlagernd, sehr wenig also zunächst. Allein ein Ereignis kam der Erfindungsgabe des jugendlichen Autors zu Hilfe. Er wurde mit Beginn der heißen Jahreszeit als Vorstand zur Militärschwimmschule kommandiert.

Der Strom, in welchem diese Schwimmschule errichtet war, floß eine halbe Stunde von der Garnisonsstadt entfernt wenigstens indirekt dem Meere zu. Alltäglich, wenn die Witterung es gestattete, pflegte auch die höhere Töchterschule unter Aufsicht einer Gouvernante darin zu baden. Selbstverständlich lag die Anstalt, wo dies geschah, von der militärischen weit getrennt, stromaufwärts am anderen Ufer. Nun schickte der Lieutenant von Holker jedesmal, wenn er das Pensionat im Bad wußte, seinen Burschen mit einer vollständigen Garderobe, die er in einem bestimmten Gebüsch zu deponieren hatte, ans jenseitige Ufer. Er selbst schwamm quer über den ziemlich breiten und tiefen Strom, kleidete sich im Ufergebüsch an und traf etwas weiter oberhalb, etwa in der Mitte zwischen den beiden Badeanstalten, die Geliebte, welche ihr Bad abgekürzt, ihre Toilette beschleunigt hatte und den anderen vorausgeeilt war.

So und nur so ließen sich einige Minuten zeugenlosen Beisammenseins erobern. Schnell genug entschwanden sie den beiden Liebenden. Die heisere Stimme der beaufsichtigenden Gouvernante, Fräulein Iduna Lehrenkraus, trieb sie auseinander, sie zu der Herde ihrer Gespielinnen, ihn in die kühlen Fluten des Stromes. Als satirisches Nachspiel sah man dann bei einbrechender Dunkelheit den treuen Burschen, der sich inzwischen im nahen Dorf einen Rausch

angetrunken hatte, schwankend die Kleider seines Herrn zusammensuchen.

Die Situation hatte eine verzweifelte Aehnlichkeit mit

einer Liebesgeschichte, die vor Jahren einmal drunten am Bosporus passiert sein soll und von einem großen Dichter sehr schön besungen wurde. Dessen waren sich die Beteiligten auch wohl bewußt, und da die Monogramme anderer berühmter Liebespaare, wie Romeo und Julia, Piramus und Thisbe, Paule et Virginie, Hermann und Dorothea ꝛc. bereits erschöpft waren, so bedienten sie sich nunmehr in ihrem postlagernden Verkehr ausschließlich der Buchstaben H. L. und der Zahl 2, welche eine zweite, natürlich verbesserte Auflage von Hero und Leander bedeuten sollte. Allein man beruft sich nicht ungestraft auf so tragische Vorbilder.

Fräulein Iduna Lehrenkraus, welche in diesem Fall „der Väter feindlich Zürnen" repräsentierte, war trotz ihrer heiseren Stimme, ihrer schon vorgerückten Jahre und wenig verlockenden Erscheinung den Regungen der Liebe auch nicht unzugänglich. Sie unterhielt seit grauer Zeit, d. h. seit einer Zeit, da sie selbst schon zu ergrauen angefangen, ein Verhältnis mit dem um vieles jüngeren Lehrer eines Knabenseminars in einer entfernten Stadt, ein Verhältnis, das, wie bei der Tugendhaftigkeit dieser mit der Erziehung der Jugend betrauten Dame nicht anders zu erwarten, auf eine Ehe abzielte.

Der Gegenstand ihrer Neigung war aber nicht nur verhältnismäßig jung, sondern auch mit allen Fehlern der Jugend schier allzu reichlich ausgestattet. Er trank, spielte, schielte nach den Weibern, befand sich in fortwährender Geldverlegenheit und konnte so absolut in seinem Beruf nicht vorwärts kommen und jene Stelle erringen, die ihm nach seiner Behauptung ein hoher Gönner längst zugesagt hatte und die eine kleine Familie wohl ernährt hätte. Iduna wußte das alles und doch liebte sie ihn. Wer vermag alle die Launen des kleinen Gottes zu ergründen, zumal wenn er

H. Stahl
88

seine Pfeile nach so morscher Scheibe schießt? Da ihr der junge Mann einmal in einer schwachen Stunde das Ehegelübde gethan und allerdings mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen war, daß sich nicht leicht ein anderer wieder zu solch verzweifeltem Schritt entschließen würde, so wollte sie auch nicht mehr von ihm lassen.

Auch dieses Liebespaar unterhielt eine Korrespondenz, auch Fräulein Iduna sah sich, um kein schlechtes Beispiel zu geben, genötigt, ihre Nachrichten, die leider gewöhnlich nur aus Angriffen auf ihre Sparkasse bestanden, postlagernd in Empfang zu nehmen. Auch ihr Liebster bediente sich als einer Adresse des Monogramms H. L., freilich nicht der klassischen Anspielung wegen, sondern ganz einfach, weil er in der Taufe den höchst prosaischen Namen Heinrich Lehmann empfangen hatte. Da aber der Unzuverlässige, zumal wenn die leichtgläubige Iduna seiner konstanten Verlegenheit durch einen größeren Vorschuß abgeholfen hatte, die vorgeschriebene Leistung von einem Brief pro Woche, also vieren in jedem Monat, nicht immer genau einhielt, so war ihm behufs besserer Kontrolle von seiten der Empfängerin die Numerierung bei der Adresse auferlegt worden.

Nach einer längeren, kühlen Regenperiode brach die Sonne in der zweiten Woche des Monats August um so glühender durch die Wolken. Sie wollte wieder einmal zeigen, wer Herr ist, und just, da sie im Zenith ihrer versengenden Thätigkeit angelangt war, um die Mittagszeit, drängte sich vor dem Postschalter unter einer Menge von Ordonnanzen und Laufburschen ein zierliches kleines Mädchen, das mit der krampfhaft vorgehaltenen Musikmappe einen Teil seines hübschen, errötenden Gesichts zu verdecken suchte.

Es war Bertha, die hoffnungsvolle Generalstochter.

Lange schon war sie draußen auf und ab flaniert und hatte es nicht gewagt, sich unter die rauhen Männer zu mischen, allein das Nahen der grämlichen Gouvernante, die sie am Ende der Straße erblickte, verlieh ihr Riesenkräfte.

„H. L. 2," flüsterte sie kaum hörbar.

„Wie, was?" schrie der Beamte ungeduldig, weil sich der Schalterschluß über Gebühr verzögerte.

„H. L. 2," klang es etwas vernehmlicher, schluchzend hervorgestoßen. Der Beamte ließ ein dickes Paket Briefe durch seine Finger gleiten.

„Von hier oder von auswärts?" fragte er sodann in barschem Ton, den Blick durch die Brillengläser fest und streng auf die kleine Sünderin gerichtet.

„Von auswärts," beeilte sich Bertha, an allen Gliedern zitternd, zu erwidern.

Sie meinte, sehr klug zu antworten, überdies hatte sie keine lange Wahl. Der böse Mann sah sie ja an, als ob er alles wüßte, und schon fühlte sie, wie ihr die Thränen in die Augen schossen. Den überreichten Brief schnell in die Musikmappe legend, stürzte das arme Kind hinaus.

Wenige Augenblicke später, da der Beamte eben im Begriff stand, den Schalter zu schließen und sich bereits der lockenden Vorstellung eines fetten Mittagsmahles hingab, tauchte der Inbegriff aller Magerkeit, Fräulein Iduna Lehrenkraus, vor ihm auf.

„Was wollen Sie hier?" schrie er tieferschreckt.

„Eine postlagernde Sendung H. L. 2," erwiderte in würdigem Ton das Fräulein.

„Hier!" und kaum hatte Iduna das ihr heftig zugeschleuderte Schreiben erfaßt, so rasselte auch der Schalter schon blitzschnell dicht vor ihrer Nase nieder.

„Impertinent!" zischelte die Dame, indem sie den Brief in den Falten ihrer Busengarnitur vergrub, wo trotz der

Entrüstung, welche den entsprechenden Körperteil schwellte, noch Raum genug für eine ganze Registratur gewesen wäre. Dann schritt sie, ohne den wenig schmeichelhaften Nachruf, den ihr der Beamte jenseits des Schalters widmete, gehört zu haben, ernst und würdig ihres Weges zurück.

Atemlos, wie ein gehetztes Wild, war Bertha in ihrem Stübchen angelangt. Hier aber brach die lang verhaltene Thränenflut in vollen Strömen los. Trotzdem fand sie gerade vor dem Mittagessen noch Zeit, die so schwer erkämpfte Liebespost zu lesen. Hastig riß sie den Umschlag auf, eine

unbekannte, verzerrte Schrift sprang ihr entgegen. Aber sie achtete dessen kaum, denn schrecklicher als alles bisher Ueberstandene war das, was drin stand:

„Alles ist vorbei! Lumpige hundert Thaler könnten mich retten. Ohne sie bleibt mir nur die Schande oder der Tod. Heute noch zur selbigen Stunde, da Dein Kuß mich zuerst beglückt, umarmt mich der Tod, der kalte Tod in den Wellen. Leb wohl! Auf ewig leb wohl! Dein unglücklicher

Heinrich."

Man denke sich, was in der sechzehnjährigen Seele vorging. Heinrich — so hieß ja durch einen unseligen Zufall auch der Geliebte. Nie noch hatte er den Namen ganz ausgeschrieben, aber heute in dem großen, feierlichen Moment — Dein unglücklicher Heinrich! Wie verzweifelt das klang! Bertha hatte von ihrem Papa gehört, daß junge Lieutenants leichter als andere Sterbliche Geldverlegenheiten ausgesetzt sind. Ja, erst kürzlich hatte es in der Zeitung gestanden, daß sich einer deshalb erschoß. „Wieder so ein leichtsinniger Schuldenmacher weniger!" hatte ihr Vater in unbegreiflicher Roheit dazu bemerkt. Sie aber hatte jenen Aermsten tief beklagt. Und nun wollte gar er, der Geliebte — wegen lumpiger hundert Thaler — Großer Gott, wie viel barg denn nur ihre kleine Sparbüchse? — Ach, kaum den zehnten Teil dieser Summe. Und doch mußte sie ihm helfen, ihn retten. Aber wie, wie?

Ein Rest von Vernunft sagte ihr, daß das doch gar nicht seine Handschrift sei. Ja wer weiß, wie die Todesangst Schriftzüge verzerren kann? Gerade wie die Gesichter, bis zur Unkenntlichkeit. Oder hatte er am Ende gar schon das Gräßliche verübt? Hatte ein anderer für ihn geschrieben, dessen Hand schon kalt und starr, der schon mit den Wellen trieb? Kam alle Hilfe zu spät?

Alle diese Reflexionen waren das Werk einer Minute, und da ertönte schon zum zweitenmal von unten die schrille Glocke, durch die der auf militärische Pünktlichkeit haltende Papa seine Familie zu Tisch rief. Klang sie nicht wie die Armesünderglocke heute?

Eben, da sie zum drittenmal mit verstärktem Klang anhub, faßte Bertha einen heroischen Entschluß. Bleich, aufgelöst, in Thränen gebadet, stürzte sie die Treppe hinab, dem Papa, der schon die Serviette umgebunden hatte und ein strenges Gesicht machte, zu Füßen, überreichte ihm den Brief und gestand alles.

Sehr appetitanregend wirkte das Geständnis seiner Tochter nicht auf den alten General. Er warf die Serviette auf den Tisch und stieß ein paar kräftige Donnerwetter hervor, die Generalin brach in Thränen aus, der Bursche, der die Suppe auftragen wollte, blieb zitternd unter der Thür stehen und begoß sich die neuen Handschuhe mit Hühnerbrühe; die Köchin in der Küche draußen schluchzte laut, ohne zu wissen, warum.

Aber rascher, als seine Angehörigen erwartet, legte sich der Zorn des Hausherrn.

„Ein unverschämter Kerl, dieser Holker!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Aber warte nur, du sollst dein Fett abbekommen diesmal.“

„Na, steh auf,“ befahl er der noch immer auf den Knieen liegenden Tochter. „So schlimm ist die Sache nicht, und das Beste dran ist, daß sie dir wenigstens ein offenes Bekenntnis deiner Schuld ausgepreßt hat. Das erlebt man in höheren Töchterschulen. Nun sag mal, geht ihr heute ins Bad und um welche Zeit?“

„Um fünf,“ erwiderte Bertha, die sich erst darauf besinnen mußte, daß heute ein Tag wie ein anderer und die Zeit durch das erschütternde Ereignis auch nicht um

eine Sekunde in ihrem gleichmäßigen Gang aufgehalten worden war.

„Na schön, Kind! Du gehst mit, vorerst bleibt alles beim alten. Nun aber setz dich einmal nieder, wisch dir die Thränen ab und laß uns zu Mittag essen. Selbstmord wirst du keinen zu verantworten haben, sei ruhig."

Bertha gehorchte, aber es war ein trauriges Mittagessen, und noch manch ein heimliches Thränlein rollte aus ihrem Auge auf die Speisen, die inzwischen natürlich alle kalt geworden.

Den Fisch konnte sie gar nicht ansehen, er erweckte zu schauerliche Vorstellungen in ihrer Brust.

Auch die Eltern sprachen wenig. Gleich nach dem letzten Gang sagte der General „Mahlzeit", begab sich in sein Arbeitszimmer und winkte der Generalin, nachzukommen. —

Ruhig, gleichmäßigen Schritts erreichte Jungfrau Iduna ihre Kemenate, wo auch ihr Mittagsmahl bereits serviert stand, und indem sie den Löffel in Bewegung setzte, zog sie langsam ihren Brief aus der Brustlade. So einfach war das nicht, denn es schien, als wäre er ins Bodenlose gefallen, und einem ähnlichen Zufall wie Schillers Taucher verdankte sie's, daß sie ihn endlich erwischte. Sie wußte es schier im voraus, was er enthalten würde. Der letzte hatte sie im Ton der Verzweiflung um ein Darlehen angefleht, aber sie war stark gewesen und hatte abgelehnt, zumal die geforderte Summe eine ungewöhnlich große war. Nun wußte sie, würde die Forderung in noch verzweifelterem Ton wiederholt werden, und wenn sich schließlich, wie schon mehrmals geschehen, Todesdrohungen dreinmischten, so blieb ihr nichts übrig, als nachzugeben, wollte sie nicht auf all ihre Zukunftspläne verzichten. Aber nein, lieber alles andere, lieber die ganze mühsam gefüllte Sparkasse auf einmal opfern, als das.

Und so blickte sie ergebungsvoll auf das entfaltete Papier. Doch was war das? Der Löffel fiel, schon nah ihrem Lippenrand, klirrend zu Boden. Das war weder die Hand, noch der Stil ihres Bräutigams.

„Geliebte meiner Seele!

Endlich leuchtet sie uns wieder, die Sonne unseres Glücks! O wie ich unter den Nebeln der Trennung gelitten habe! Schöner Gott, du solltest trügen? Nein, o nein! O wie sehnt sich mein Herz nach Deinem Anblick, Geliebte!

Es blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh';
Es duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Heut abend zur gewohnten Stunde am gewohnten Ort! Sei pünktlich!! Wenn Deine Schwestern im Reich der Thetis spielend umherplätschern, entreiße Du Dich der Umarmung der lüsternen Tritonen, die ich beneide. Mögen sie sich doch an dem dürren Knochengerüst der holden Iduna ergötzen und sie hinabziehen in ihr dunkles Reich, auf daß sie ferner nicht unsere Zirkel störe! Du aber, angebetete Hero, eile auf Flügeln der Liebe in die Arme Deines im sechsten Gebüsch harrenden

Leander."

Fräulein Lehrenkraus war keinen Augenblick im Zweifel, daß hier eine Verwechselung vorliege, daß der Brief, den sie da in der Hand hielt, für eine andere bestimmt sei; die unzarte Anspielung auf ihr eigenes Skelett zeigte ihr deutlich genug, wo sie diese andere zu suchen habe. Im Zorn darüber vergaß sie alle Bedenken wegen des für sie fälligen Briefes, sie dachte nur noch an Strafe, Rache an den Elenden, die in ihr nicht nur das Weib, sondern auch die Gouvernante beleidigten.

Sie wollte dieser Hero schon das Durchgehen verleiden. Sie wollte diesem sehnsüchtigen Leander eine gehörige Enttäuschung bereiten. Und um namentlich das letztere Ziel aufs gründlichste zu erreichen, konnte ihr der weibliche Instinkt wohl kaum ein besseres Mittel an die Hand geben, als indem er ihr riet, sich selbst an Stelle der Erwarteten vor dem bezeichneten Gebüsch einzufinden.

Unterdessen waren die Sonnenrosse am Himmelsrand immer weiter hinabgeflohen. Die Badestunde nahte, das Pensionat trat an, und Iduna, nachdem sie den üblichen

H. Schlitz
88

Appell abgehalten, setzte sich mit ihrer Truppe in Marsch. Kein Zug ihres Gesichtes verriet ihr gräßliches Vorhaben. Eine halbe Stunde früher war auch der General, gefolgt von seiner Stabsordonnanz, in der gleichen Richtung abgeritten. Er glaubte natürlich nicht an die selbstmörderischen Absichten des Lieutenants, dachte ihm aber an Ort und Stelle eine Lektion zu erteilen, die er nicht sobald vergessen würde. Bezüglich Berthas hatte er bereits mit seiner Gemahlin Rücksprache genommen. Die Tochter sollte anderen Tages zunächst zu einer Tante aufs Land und von da in ein anderes Institut befördert werden, das, fernab von jeder Garnisonsstadt gelegen, besseren Schutz gegen ihre verfrühten militärischen Neigungen gewährte.

Lieutenant von Holker hatte von all dem keine Ahnung. Er freute sich seit dem frühen Morgen „des reinen, silberklaren Elements" und sorgte dafür, daß die „in schwärzlich grauen Zügen" anlangenden Schwimmschüler gehörig eingeübt und abgespült wurden.

Als die fünfte Stunde vorüber war, übergab er das Kommando dem ältesten Unteroffizier, schritt das Ufer entlang eine Strecke stromaufwärts, entkleidete sich an verborgener Stelle rasch seines leichten Drilchanzugs und stürzte sich, das Oftgewagte unternehmend, in die Flut.

Mit starkem Arm teilte er die Wogen und sie trugen ihn auch wohlbehalten hinüber. An passendem Ort sprang er ans Land, fand im Gebüsch seine Kleider und stand nach kurzer Zeit bereit, in voller Uniform, den Degen an der Seite, der Erwarteten entgegenzutreten und in weichen Liebesarmen den Götterlohn seiner Kühnheit zu empfangen.

Schon glaubte er das melodische Geräusch ihrer Schritte zu vernehmen, wild pochte sein Herz, aber — da erstarrte ihm plötzlich alles Blut in den Adern.

Nicht Bertha, die Holde, war es, die vom Frauenbad her auf sein Versteck zuschritt, sondern Iduna, die Gräßliche. Und wie er sich schaudernd nach der anderen Seite, der Brücke, zuwandte, da sah er den General, der Pferd und Stabsordonnanz zurückgelassen hatte, mit finsterer, Unheil kündender Miene und großen Schritten in direkter Richtung auf sich zukommen.

Einen Augenblick hatte Iduna den alten Herrn in einem unwürdigen schrecklichen Verdacht, der nächste aber vereinigte die beiden in einem gemeinsamen Schrei des Entsetzens.

Der Lieutenant nämlich hatte sich, Verrat witternd, in Ermangelung eines anderen Auswegs, gewappnet und gegürtet, wie er war, von der hier ziemlichen steilen Uferhöhe kopfüber in den Strom gestürzt und war unter dem Wasser verschwunden.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ihr Leute, herbei! Rettet, macht die Nachen los! Herbei! Herbei!" brüllte der General, der sich die bittersten Vorwürfe über seine allzuleichte Auffassung des Falles machte.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ein Mensch ertrinkt!" krächzte die auch nicht ganz gewissensreine Iduna.

Obwohl selbst des Generals Donnerstimme kaum recht verständlich bis zu der entfernten Militärschwimmschule dringen konnte, hatte man doch dort schon lange den Gang des strengen Vorgesetzten insgeheim beobachtet.

Im Nu waren zwei Nachen flott und ruderten, mit je sechs handfesten Jungen bemannt, der Unglücksstelle zu.

Auf den heiseren Angstschrei der Gouvernante aber eilte das gesamte Mädchenpensionat, sehr oberflächlich gekleidet, händeringend herbei. Nur Bertha lag ohnmächtig in den Armen einer Freundin.

Lieutenant von Holker war ein vorzüglicher Taucher und

Schwimmer, aber immer kann's bekanntlich nicht einmal ein Fisch unter Wasser aushalten. Er erschien daher, ein ziemliches Stück vom Ufer entfernt, wieder an der Oberfläche,

um Luft zu schnappen. Da waren jedoch eben auch die beiden Rettungsboote zur Stelle.

„Dort, dort taucht er auf! Werfen Sie ihm das Seil zu! Rasch, rasch, um Gotteswillen!“ riefen der General, Iduna und ihre Töchterschule mit vereinten Kräften.

Der Lieutenant zeigte aber nicht die geringste Luft, sich wie ein Fisch in den Kahn ziehen zu lassen; er lehnte das Rettungsseil entschieden ab und schickte sich an, aufs neue unterzutauchen, um sich so den vielen neugierigen Blicken zu entziehen.

„Der Rasende, der Unglückselige! Ins Wasser, ihr Leute, Zieht ihn heraus! Eine Belohnung dem, der ihn rettet!“ dröhnte vom Ufer die Stimme des Generals, begleitet von der ganzen Skala des Pensionats. Nun sprangen drei Mann ins Wasser und zogen den unfreiwilligen Selbstmörder trotz seiner Proteste mit Gewalt in den Kahn, der sofort der Militärschwimmschule zusteuerte. In begreiflicher Beschämung legte sich der also Gerettete sofort auf den Boden des Fahrzeugs nieder, woraus man natürlich am Ufer schloß, daß er tot oder doch zum mindesten bewußtlos sein müsse.

Fräulein Iduna hatte unsägliche Mühe, ihre Küchlein zusammenzutreiben. Der General aber, dem die Stabsordonnanz sein Pferd wieder zugeführt hatte, ritt im Galopp über die Brücke ans andere Ufer, um dafür zu sorgen, daß die richtigen Wiederbelebungsmittel sofort angewendet würden.

Als die von Iduna geführte Mädchenschar ihrerseits auf der Brücke anlangte, kam er ihr schon mit der frohen Botschaft entgegen, daß der Lieutenant sich wohl befinde, und überhaupt keinen Selbstmord, sondern nur ein Dauerschwimmen in voller Armatur geplant habe, was freilich ohne vorherige Anzeige unstatthaft sei und wofür er ihn zur Verantwortung ziehen werde.

Er selbst aber wußte, was er von der Sache zu halten hatte, und es war dafür gesorgt, daß der Dauerschwimmer seinen Versuch nicht wiederholte. Der väterliche Zorn jedoch war durch den unerwarteten Zwischenfall doch bedeutend abgekühlt.

Am nächsten Morgen wurde Lieutenant von Holker im Strafweg seines Kommandos zur Militärschwimmschule enthoben.

Dafür blieb er aber noch lange Zeit der Held des Tages und insbesondere der höheren Töchterschule. Nur eine konnte diese Schwärmerei nicht mehr teilen und das war die liebliche Bertha, die am gleichen Morgen unter mütterlichem Schutz ihrem neuen Bestimmungsort zureiste.

Fräulein Iduna Lehrenkraus erhielt einige Tage später wieder einen Brief von der Post, diesen jedoch unter ihrer vollen Adresse, worin ihr der Geliebte mitteilte, daß er, einer wenn auch noch so kleinen Unterstützung entgegensehend, vorerst gesonnen sei, die Bürde dieses Lebens weiterzutragen.

Aber auch Lieutenant von Holker erhielt durch die Post ein unheimlich großes, versiegeltes und beschwertes Kouvert zugestellt. Er war nicht wenig erstaunt, als ihm daraus drei Hundertmarknoten entgegenfielen, das Honorar seines ersten Romans. Freilich nicht jeder Anfänger wird so gut bezahlt.

Es lag auch ein Zettel dabei folgenden Inhalts:

„Zahlen Sie Ihre Schulden, machen Sie keine neuen, vor allem aber hüten Sie sich, je wieder Hero und Leander zu spielen."

Da der ungenannte Absender dieses Schreibens trotz aller Mühe nicht zu entdecken war, so beschloß der Lieutenant, als Gentleman diese Summe einem edlen gemeinnützigen Zweck zu weihen.

Er lud alle seine Kameraden zu einem feinen Souper und feierte mit ihnen beim Klang der Sektgläser und der Regimentsmusik seine glückliche Lebensrettung und das Ende seines ersten Romans.

Die rothe Tasche

Die rothe Tasche

Damals gab es noch keine Kasinos — —"

„Hu!" machten einige junge Lieutenants bei der Erwähnung jener schrecklichen Zeit, die sie glücklicherweise nicht miterlebt hatten.

„Ja wohl," fuhr der alte Hauptmann Horn fort, indem er sich, unwirsch ob der Unterbrechung, mit der flachen Hand über den schon ergrauenden Bart strich und den Spöttern einen grimmigen Blick zuwarf. „Ja wohl und auch noch keine so hohen Rockkrägen, so engen Beinkleider und so spitzen Schnabelschuhe, wie Sie tragen, meine Herren."

Ohorufe und Gelächter unterbrachen ihn aufs neue.

„Aber etwas mehr Poesie," vollendete der gereizte Hauptmann den Satz, „etwas weniger Geld, aber mehr urwüchsige Lebensfreude, weniger Blasiertheit und mehr Respekt vor dem Alter."

Hier wurden Gelächter und Zwischenrufe so stark, daß man nichts mehr verstehen konnte.

„Nun so gebt doch einmal Frieden, ihr Dächse!" brach sich endlich die Stimme eines älteren Premiers Bahn durch den Lärm. „Wie kann man euch denn sonst eine Geschichte erzählen?"

„Ruhe!" donnerte ein anderer. „Es ist nicht mehr als billig, daß die jungen Seekrebse schweigen, wenn ein alter Hummer seine Geschichte erzählt."

„Zu Befehl!" klang's nun von allen Seiten.

„Das Donnerwetter auch!" brauste der Hauptmann auf, dem dieser Vergleich aus dem Reich des Neptun nicht zu behagen schien. „Wenn Sie mich nicht anhören wollen — —" und er machte Miene, sich zu erheben.

Aber ein halbes Dutzend zierlicher Kinderhände drückte ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Nein doch, wir wollen Sie hören. Bitte, bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch!" flehte die doppelte Anzahl sanft verschleierter Lieutenantsstimmen, und nun ward's in der That auch ganz still.

Man feierte im Kasino den Jahrestag irgend einer großen, siegreichen Schlacht; das Mahl hatte sich von Mittag bis gegen Abend ausgedehnt, dann war man eine Zeitlang herumgestanden, hatte dem altersschwachen Pianino aus Champagnerkelchen vergebens neue Lebenskraft einzuflößen gesucht, getanzt und gesungen.

Der Kommandeur und die hohen Gäste hatten sich längst entfernt, die ärgsten Schreihälse waren zu Bett gebracht, die Ordonnanzen lasen im Speisesaal das zerbrochene Geschirr

zusammen und der noch nüchterne oder wieder ernüchterte Teil der Gesellschaft hatte sich in die altdeutsche Stube zurückgezogen, einen behaglichen Raum mit Butzenscheiben, Kachelofen und holzgetäfelter Wand, welcher ein mit alten Kannen und Krügen bestelltes Gesims entlang lief. Tische, Bänke und Stühle von solidem Eichenholz hatten schon manchem Sturm getrotzt.

Hauptmann Horn dachte seit geraumer Zeit ans Nachhausegehen, er wußte, daß dort eine liebende, von seinem Ausbleiben wenig erbaute Gattin seiner harrte.

Solange die hohen Herren dablieben, mußte er wohl oder übel ausharren; da aber diese aufbrachen, dachte er sich ihnen anzuschließen. Die jüngeren Kameraden baten ihn, doch noch zu bleiben, und in der That hätte es auch ein bißchen gar zu devot ausgesehen, so im Gefolge der Höchsten das Feld zu räumen. Er war kein Streber und kein Augendiener. Um auch den Schein eines solchen zu vermeiden, blieb er.

Zu besserer Gewissensberuhigung sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr und erhob sich vom Stuhle, um sich gleich wieder niederzusetzen.

Zweimal schon war sein Knäblein, ein hübscher aufgeweckter Junge von sechs Jahren, dagewesen, nach Papa zu sehen. Mit Stolz präsentierte ihn der Alte als künftigen Regimentskameraden. Man fütterte den Kleinen mit allerlei Naschwerk, ließ ihn von dem süßen Wein nippen, ein paar Züge aus einer Zigarre thun und schickte ihn, die Taschen mit Bonbons vollgepfropft, wieder heim zur Mama, deren geheimen Auftrag er über all den beseligenden Erlebnissen vergessen hatte.

Nun blickte der Alte in immer kürzeren Pausen nach der Uhr, und als er zuletzt darauf geblickt hatte, merkte er, daß durchs Heimgehen nichts mehr zu verbessern und durchs

Dableiben nichts mehr zu verschlimmern sei. So fügte er sich ins Unabänderliche und blieb, und jetzt, nachdem die letzten Skrupel überwunden waren, fühlte er sich erst recht wohl.

Es war, wie's ihm beim Wein meistens zu gehen pflegte, erst eine wehmütige Stimmung über ihn gekommen, er hatte sich seiner Jugend erinnert. Da die Jugend rings um ihn eine Menge mehr oder weniger toller Geschichten auskramte, so wollte er auch aus der seinigen ein Stückchen zum besten geben, aus einer Zeit, da die, welche jetzt so stolz mit ihren Heldenthaten prahlten, fast noch in der Windel gelegen. Gesprächigkeit war in solchem Fall stets das nächste Stadium, das bei ihm auf die Wehmut folgte. Aber er wußte noch nicht recht, wie und was.

Das letzte war eine Gespenstergeschichte gewesen.

„Ja, Lebezan," rief einer scherzend dem Kameraden zu, „nimm dich nur in acht, auf deiner Bude hat sich auch schon einer ins Jenseits befördert, aus unglücklicher Liebe sagen die einen, aus Ueberfluß an Gläubigern die andern."

„Was! Das ist das erste Wort, das ich höre. Das hat mir mein Hauswirt wohlweislich verschwiegen. Wer war's denn? Kennst du die Geschichte?

„Einer vom Regiment, aber das Nähere weiß ich nicht. 's muß lange her sein."

„Ich kenne die Geschichte," platzte da der Hauptmann heraus, der sein Thema gefunden hatte, „und, wenn's Ihnen recht ist, will ich sie erzählen."

Darauf großer Applaus, dann die erwähnten Zwischenrufe und dann endlich Totenstille.

Da saß er, der alte Hauptmann, umgeben von den jüngeren blond- und braungelockten Genossen, denen kaum ein Flaum über der Lippe sproß, er der Graue, Vollbärtige, und mischte den qualmenden Dampf seiner silberbeschlagenen

Meerschaumpfeife in den bläulichen Dunst ihrer Zigarren und Zigarrettchen und sah schier aus wie ein indischer Märchenerzähler oder wie Großpapa in der Kinderstube, als er nun anhub:

„Also Kasinos gab es damals noch nicht, daß wir aber deshalb viel teurer gelebt hätten als jetzt im eigenen Haus, möcht' ich auch nicht behaupten. Wir speisten im Gasthof zum Kronprinzen, dem alten Rumpelkasten unten an der Ecke, den ihr ja kennt. War schon damals ein morsches Gerüst. Die Speisen schmeckten vortrefflich, die Weine sauer; man trank sie aber doch und hielt den Kopfschmerz am anderen Morgen so geduldig aus wie heute. Der Sekt aber war prima, echtes, erbfeindliches Gewächs, von euren heutigen Schmiermarken wußte man damals noch nichts. Wir hatten unser eigenes Zimmer mit unseren eigenen Porträts. 's war nicht ganz so stilvoll wie das hier, aber flott und lustig, das kann ich euch sagen, ging's bei unseren Mahlzeiten auch her."

„Gab's denn auch schon Liebesmahle zu jener Zeit?" wagte hier ein blutjunger, schmächtiger Lieutenant, dem das blonde Haupthaar wirr über die Stirn in das glatte, todblasse Gesicht hing, den Redner zu unterbrechen. Das Bürschchen mußte des Guten wohl etwas zu viel gethan haben, die Zunge versagte ihm den Dienst und die dünnen Kehllaute seiner Frage kamen nicht mehr ganz scharf artikuliert zu Gehör.

„Liebesmahle? Nein, den schönen Namen kannten wir noch nicht, aber die Sache kam so ziemlich aufs gleiche heraus. Dünne Suppen, je weiter vom Höchsten weg, desto dünner, hartes Fleisch, schöne Reden und viel Getränke. Der deutschen Grammatik und den Lieutenantsmägen wurde immer am schlimmsten dabei mitgespielt. Aber trinken, trinken und das Getrunkene vertragen, einen Brand, was

man so sagt, ordentlich führen, das konnte die damalige Generation besser als die heutige."

„Bravo!" riefen einige Stimmen, der blasse Lieutenant drückte sich beschämt in den Hintergrund und der Hauptmann fuhr fort:

„Mit den Wirtsleuten lebten wir sozusagen en famille. Die Alte war damals noch eine wohlkonservierte Witib, die in ihrer Ehe wenig Glück genossen hatte. Denn ihr Gatte, der einstige Oberkellner des Hauses, ein schöner Mann, wie sie ihm trotz seiner sonstigen Schwächen noch im Tod nachrühmte, hatte seine besten Weine selbst getrunken, bis er schließlich im Delirium verschied, gerade da sie anfingen sauer zu werden. Das hatte ihr die Lust am Ehestand gründlich verdorben, aber für schöne Männer behielt sie immer ein Faible und nahm auch von unsereinem gern ein verständliches Kompliment entgegen.

Na und die beiden Mädels, das sind heutzutag noch zwei stattliche Personen und doch mögen's fünfzehn bis zwanzig Jahre her sein seit der Zeit, von der ich spreche. Ledig sind sie auch heute noch, das hätte damals kein Mensch geglaubt. So geht's den Wirtstöchtern, die sich von ihren Gästen verwöhnen lassen. Eine Partie aus ihrem Stande war ihnen zu schlecht und zu Offiziersfrauen taugten sie doch auch wieder nicht, obwohl sich mancher so fest dort verbissen hatte, daß man das Schlimmste hoffen konnte.

Die ältere, die Rosalie, besorgte die Wirtschaft, und nicht nur die Dienstboten zitterten vor ihr, sie tyrannisierte das ganze Haus, zugegeben allerdings, daß ohne solch scharfes Regime das alte Gerümpel längst zusammengefallen wäre; denn die Mutter und die jüngere Schwester verstanden wenig vom Geschäft, die waren zu gutmütig. Vor der Rosalie aber, da hatte alles Respekt. Eine Juno war das Mädel, hoch und schlank gewachsen, zierlich und doch kräftig gebaut. Die

kleinen Kellner wußten's, was für eine Kraft in ihren schmalen Handflächen steckte und wie rasch sich die in Wärme umsetzen ließ. Und ein Paar schwarzer Augen im Kopf,

na, die hat sie noch. Etwas Herbes, Gesalzenes war in ihrem Wesen, das war ja bei dem Umtrieb nicht anders möglich und ist seitdem natürlich nicht besser geworden. Es war nicht gut Kirschen mit ihr essen. Ihre Stimme klang scharf und stets ein bißchen heiser, immerhin blieb noch genug des ewig Weiblichen übrig, um einem Mann, wenn's auch kein Lieutenant gewesen wäre, den Kopf zu verdrehen.

Ihre Schwester, die Fanny, war das gerade Gegenteil, blond und zart, auch immer ein bißchen leidend. Bei ihr machten die Allerjüngsten ihre Anfangsstudien in der Liebe.

Das war ein Schmachten und Seufzen. Man nannte sie ihres bescheidenen Wesens halber das Gretchen.

Während die Rosalie in Küche und Keller hantierte oder am Büreau sitzend aus dicken Büchern lange Rechnungen auszog, eine Arbeit, die das ganze Jahr nicht aufhörte und fast so fruchtlos war wie die des Sisyphus und der Danaiden, besorgte das Gretchen die stets gar sauber aufgeräumte Wohnstube und den Alkov, der, als Schlafgemach dienend, mit ihr die ganze Familienwohnung bildete. Sie fütterte und pflegte die zahlreichen Haustiere, als da waren: zwei weiße Mäuse, drei gelbe Kanarienvögel, ein kleines zottiges Bologneserhündchen und noch verschiedene mehr oder weniger altersschwache Köter, die, von ihren Herren im Stich gelassen, hier ein ruhiges Gnadenbrot genossen.

Die Liebe zum Tierreich war überhaupt ein charakteristischer Zug der Familie, dem Rechnung zu tragen die Pflicht jedes Stammgastes war.

Wenn dies Geschäft besorgt war, so saß das Gretchen vor ihrem Nähtisch am blumenumrankten Fenster, der Schips — so hieß das Bologneservieh — auf ihrem Schoß, und einer der Kanarienvögel, der ganz zahm und ein guter Schläger war, auf ihrer Schulter: ein allerliebstes Bild.

Die Damen wurden, wie gesagt, sehr fetiert. Wir alle machten ihnen mehr oder weniger die Kour, wenn auch stets nur je einer für den erklärten Günstling galt; versteht sich, alles in Ehren.

Wir gingen im Wohngemach aus und ein, als wär's das unsrige, genossen einer Extrabescherung um Weihnachten, einer Menge kleiner Aufmerksamkeiten bei sonstigen festlichen Gelegenheiten und jahraus jahrein eines unbeschränkten Kredits. Dafür sparten wir aber auch nicht mit Blumensträußen an den Geburtstagen, und wenn je einmal, was freilich nicht so oft vorkam wie heute, eine Pulle Sekt bei Tisch getrunken

wurde, so verstand sich's von selbst, daß man die ersten Gläser den Damen zum Kosten hinüberschickte. Jeder neue Ankömmling mußte sich ihnen vorstellen lassen und weh ihm, wenn er das unterließ. Er bekam's bald genug zu fühlen, wie streng sie auf Etikette hielten.

Zu den Annehmlichkeiten solch patriarchalischen Zusammenlebens gehörte auch eine kleine Reisetasche, eine hübsche Tasche von rotem Juchten mit blankem Stahlbeschlag, elegant, handlich und bequem. Es ging gerade das Nötigste hinein,

was man für ein paar Tage brauchte; man konnte sie als Handgepäck mit in den Waggon nehmen, ohne gerade für einen Musterreisenden zu gelten, und fast jeder von uns hatte sie auch schon einmal mitgehabt. Weitaus am häufigsten aber benützte sie der Lieutenant von Schmettau, der es sein Lebtag aus purer Faulheit zu keiner eigenen brachte. Ein reizender Kerl, der kleine Schmettau! Klein, zierlich, aber den Teufel im Leib, voll Geist und Humor, eine fidele Haut, wenn er bei Laune war. Dabei grundgescheit, wie geschaffen für den Generalstab, wenn er nur die verfluchte satirische Ader nicht an sich und die Zunge ein bißchen besser im Zaum gehabt hätte. Allein er fand an Menschen und Dingen immer gleich die schwachen, die lächerlichen Seiten heraus und hatte ein merkwürdiges Talent, sie mit dem treffenden Ausdruck zu geißeln. Es war zum Totlachen, wenn man ihm zuhörte, freilich für manche auch zum Totärgern, denn es war ihm nichts heilig, zwanzig Freunde gingen ihm leicht auf einen guten Witz und seine Witze waren von der Sorte, die rasch Gemeingut wird und dem Betroffenen auf Lebenszeit anhaftet. So gab's denn oft blutige Händel. Er war nur ein mittelmäßiger Fechter und trug meistens die Schmarren davon, allein er stellte doch seinen Mann. Na, das wär' das Schlimmste nicht gewesen, jedem Streit folgte die Versöhnung auf dem Fuß. Aber es gab mancherlei Lächerliches, das in unserer Garnison unter dem Begriff des Ehrwürdigen, Unantastbaren passierte und das er mit seiner spitzen Zunge auch nicht verschonte. Die höheren Vorgesetzten waren ihm darum und zumal sein Lebenswandel auch sonst kein geordneter war, nicht besonders grün, und die alten Weiber gar, die hatten ihm unversöhnlichen Haß geschworen.

Die Jungen, die thaten nur so, wie man sie's geheißen, aber in Wirklichkeit übte das ironische Wesen des Bürschchens

doch einen bestechenden Reiz auf sie aus und in ihre Scheu mischte sich ein gut Teil Neugier.

Um die Alten kümmerte er sich nicht und für die Jungen hatte er selbst eine große Schwäche. Das mochten sie wohl fühlen und darum konnten sie ihm auch nicht ernstlich gram sein.

Nein, die waren ihm nicht gram und der Teufel weiß, wie viel das Kerlchen gleichzeitig in Atem zu halten wußte. Es war etwas Dämonisches in dem Menschen, etwas Zerrissenes, Unverstandenes, Geniales, das wie Gift auf die Weiber wirkte. Er wußte sich eben immer selbst so in die Stimmung hineinzulügen, die er bei ihnen erwecken wollte, daß er gewöhnlich überzeugte.

Na, und wem das gelingt, der hat's gewonnen. Ob's ihm gerade immer gelang, das will ich nicht behaupten, aber oft genug. Denn obwohl seine Unbeständigkeit stadtbekannt und sein Ruf mit der Zeit nicht besser geworden war, fehlte es ihm doch nie an neuen Opfern und er hätte ein Register davon anlegen können, schier so groß, wenn auch nicht so international, wie das des seligen Don Juan. Etwas wählerischer war er wie der; mit schlechter Gesellschaft gab er sich nicht ab. Nein, es war, als ob er sich eben an der sogenannten guten rächen wollte für den Haß und die Verachtung, womit sie ihn insgeheim belud.

Oeffentlich wagte das niemand, sie fürchteten ihn zu sehr. Aber heimlich da war er ihnen ein Paria, vor dessen Berührung man anständige Leute, die etwas auf sich hielten, und insonderheit das zarte Geschlecht nicht genug warnen konnte. Er wußte das und es verbitterte ihn noch mehr. Wohl mochte er es wie eine Genugthuung empfinden, wenn die wohlgemeinte Warnung einmal fehlschlug und das Gegenteil von dem herbeiführte, was sie bezweckt hatte, wie's auch manchmal geschah. Denn ‚blinder Eifer schadet nur', das Sprichwort hätten sich die tugendhaften Philister und frommen

Betschwestern wohl besser hinters Ohr schreiben dürfen. Wer so schlecht ist, daß man alle vor ihm warnt, der hat meist auch einen ungewöhnlichen, einen interessanten Zug, und Weiber sind neugierig. Wohl mocht' es einen besonderen Reiz auf ihn ausüben, ein und das andere Mal den kühlen Haß in feurige Liebe zu bekehren.

Glücklich und zufrieden kann einer bei solchem Leben nicht sein und er war's auch nicht. „Wer andern die Ruhe raubt, dem kann man sie auch rauben," sagt sein Lieblingsphilosoph, den er mit Begeisterung las, leider ohne seine weisen Lehren zu befolgen. Er war nicht glücklich. Man fühlt' es ihm an, ohne daß er davon sprach. Das war ein ewiger Wechsel von heiß und kalt, von Ebbe und Flut, nur nicht ganz so regelmäßig. Wenn die Flut sich zurückzog, da traten neben viel Schlamm und Unkraut auch die guten Vorsätze wie Perlen zu Tag. Aber sie kehrte bald wieder und deckte alles zu, den Schlamm und die Perlen. Launisch und empfindsam wurde er dabei, es war oft kaum mehr mit ihm auszukommen, und obwohl man ihm manches zu gut hielt, denn er genoß eine Art Narrenfreiheit, so gab's doch Händel genug.

Einen Widerspruchsgeist hatte der Mensch. Der konnte gegen seine bessere Ueberzeugung eine Sache mit Aufgebot seines ganzen, nicht wegzuleugnenden Verstands vertreten oder angreifen rein des lieben Streites wegen. Und wie stritt er! Alles zitterte an ihm und die Sarkasmen und die Grobheiten flogen nur so durcheinander. Aber interessant war's, ich hörte ihm gern zu, so oft ich mich auch über ihn ärgerte.

Dabei that er seinen Dienst, wie jeder von uns — der Kompaniechef schenkte ihm nichts, im Gegenteil — saß in der freien Zeit stundenlang zu Haus, las und schrieb bis in die Nacht hinein, Dinge, um die sich unsereiner wenig be-

kümmerte, und ging spät aus. Seine schriftlichen Ausarbeitungen waren die besten, sie gingen regelmäßig ans Generalkommando. Und was er nur Liebesbriefe schrieb! Denen sagte man eine ganz erstaunliche Wirkung nach. Ich hab' mich oft gewundert, wie der Kerl das alles zusammen aushielt.

Aber es war ihm ein Lebensbedürfnis, eine Gewohnheit, er trieb's wie einen Beruf und daß er den richtigen verfehlt hatte, war vielleicht der Grund davon. Der einförmige Dienst, die steife Geselligkeit in der Garnison konnten seinem lebhaften Temperament nicht genügen, er bedurfte stärkerer Reizmittel und so geriet er auf Abwege. Die Langeweile war schuldig daran, wie an so vielem Guten und Bösen auf der Welt. Die Eitelkeit mag auch eine Rolle dabei mitgespielt haben, denn eitel war er bis dort hinaus, wenn auch zu klug, ums allzu deutlich hervorzukehren.

Na, was eigentlich daran schuldig war, das mögen die Philosophen austüfteln. Schade um ihn. Es hätt' etwas aus ihm werden können, das steht fest, und so — — Ich hab's ihm oft genug gesagt. „Schmettau," sagt ich, „passen Sie auf, Sie fallen noch einmal ganz gehörig herein." Na, so ist's auch gekommen und schlimmer, viel schlimmer, als ich mir's damals gedacht hatte.

Ich hatte den Menschen lieb gleich von Anfang an, da er als ganz kleiner Fähnrich gerade aus dem Kadettenhaus zur Kompanie kam und die Damen nichts weiter als ein harmloses Spielzeug in ihm sahen. Daß er so ganz anders einschlagen werde, bildete ich mir damals so wenig ein wie sie, und doch blieb ihm meine Freundschaft gewahrt trotz all seiner Fehler, die ich als banger Augenzeuge keimen und wachsen und blühen sah. Er hatte mir's eben auch angethan, und daß er auch etwas auf mich hielt, mehr als auf andere, das weiß ich gewiß. Aber ändern konnt' ich ihn eben auch nicht.

Ich hab' von Jugend auf ein bißchen auf dem Piano getrommelt und er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik, obwohl er selbst kein Instrument spielte. Da kam er nun oft des Abends — wir waren Nachbarn — zu mir herüber und ließ sich was vorspielen. Aber etwas Sentimentales, Melancholisches mußte es sein, Beethovensche Sonaten und Chopinsche Notturnos waren ihm die liebsten Stücke. Da saß er denn, mit einer Zigarre im Mund, auf dem Sofa, oft mit geschlossenen Augen, und lauschte, rauchte und träumte.

So ein Notturno, eines der schwermütigsten aus Es-dur mußt' ich ihm sogar einpauken. Er meinte, es müßte auch dem Laien mit Fleiß und Willenskraft möglich sein, so ein einzelnes Stück rein auf mechanischem Weg zu erlernen. Der Wille kann alles, sagte er. Das hatten ihm seine Philosophen weisgemacht. Na, mit der rechten Hand bracht' er's auch fertig; wie aber die linke dazu kommen sollte, gab er's auf. Sein Wille war eben einseitig.

Wenn ich ihn aufforderte, das Willenswunder doch einmal an sich selbst auszuführen, die Liebeleien aufzugeben, die Zunge zu zügeln und die Grenzpfähle der Moral und Ordnung etwas mehr zu respektieren, so lachte er mich aus oder antwortete mit einem schlechten Witz oder er sah mich stumm und hilflos mit großen, wehmütig zerstreuten Augen an.

Es war, als sprächen diese Augen: „Du hast gut reden, Lieber, du bist das stille Wasser gewöhnt, du befindest dich wohl darin, aber ich gehöre auf die hohe See, mich hat ein unglücklicher Zufall in den Sumpf verschlagen, in dem ich nicht leben, mich nicht rühren kann, wie ich will und muß. Wenn ich's aushalten soll, so muß ich mich selbst belügen, thun, als wär' ich in meinem Element. Nun und dann gibt's eben Sturm im Sumpf."

Darauf wußt ich gewöhnlich nichts zu erwidern.

Wie er aber nun seine schlimmen Seiten immer mehr hervorkehrte, sich mit Gott und der Welt überwarf, heute toll ausgelassen, morgen todestraurig und menschenscheu, übermorgen verbissen und streitsüchtig war, wie er zu spielen anfing und so toll darauf losspielte, daß er alles verlor und nächstens keinen Partner mehr fand, immer auf die Herzen haltend, als ob die seine Domäne wären, da ward mir's doch ernstlich bang um ihn und ich zerbrach mir den Kopf, wie ihm zu helfen wäre.

Ein Krieg — da hätt' er sich sicher ausgezeichnet, denn er sah manchmal so aus, als ob er seinem Nächsten für eine anständige Kugel ordentlich dankbar wäre, ja als ob er nicht übel Lust hätte, sich diese Wohlthat, wenn's sonst an Gelegenheit fehlte, selbst zu leisten — oder die Ehe!

Na der Krieg kam zu spät für ihn und die Ehe — — Er hatte einmal im Uebermut das freche Wort gebraucht: „Ich bin nicht für die Ehe geschaffen, die Ehen sind für mich geschaffen!" und wenn ich, der Sprößling ehrbarer Pfarrersleute, in der Furcht des Herrn erzogen, daran dachte, daß ihm alle Missethat, die er an andern verübt, einmal an sich selbst vergolten würde, so konnte ich ihm als guter Freund doch nicht wohl dazu raten. Und doch ist's heute noch meine feste Ueberzeugung: Ein braves, tüchtiges Weib, das hätt' ihn gerettet."

Hier schien sich der Erzähler seiner eigenen Gattin zu erinnern, denn er machte eine Pause, musterte sein Auditorium, das er mit Ausnahme des blassen Lieutenants, welcher auf der Ofenbank eingeschlafen war, wach und aufmerksam fand, und zog die Uhr.

„Donnerwetter, es geht auf Mitternacht. Nun haben wir uns nächstens volle zwölf Stunden die Ehre unserer Gesellschaft gegönnt. Das ist mir seit meiner frühen Jugend nimmer passiert und morgen ist auch ein Tag. Ich muß

nach Haus, die Geschichte erzähl' ich euch ein andermal zu Ende."

Damit erhob er sich, auch die Pfeife war ausgeraucht.

„Aber wir haben ja bis jetzt von der eigentlichen Geschichte noch gar nichts gehört, wir sind ja noch nicht über die Person des Helden hinaus, jetzt wird's eben interessant. Bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch weiter. Es ist so gemütlich hier, so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Ordonnanz, Sekt!"

Die Ordonnanz steckte neue Flaschen in die silbernen Kühleimer, eine Stiftung der Reserveoffiziere des Regiments, die Kelche, welche der letztverflossene Major gestiftet, wurden vollgegossen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Hauptmann!"

„Prosit!" rief der blasse Lieutenant von der Ofenbank, der bei dem Klang erwacht war und, etwas verstört in die Welt blickend, nach dem nächsten Kelch griff. Aber sein Nachbar zog ihn ihm weg. „Nein, mein Kind, du hast genug für heute. Leg' dich mal ruhig wieder schlafen." Und das Kind lehnte sich gehorsam wieder in seine Ecke zurück und schlief weiter.

Der Hauptmann hatte sich indessen seine Pfeife frisch gestopft. Nun that er Bescheid, nun zündete er sie an und von der ersten Wolke, die er hinausblies, ließ er sich wieder in die alte Zeit zurückleiten.

„Na, wenn Sie's durchaus wollen: Beim Herbstavancement war Schmettau Premier geworden, er war in eine andere Kompanie versetzt und gleichzeitig hatte das Regiment einen neuen Kommandeur bekommen. Wenn je ein Augenblick zur Umkehr günstig war, so war's der. Ich redete ihm auch tüchtig ins Gewissen und diesmal mit Erfolg, wie's schien. Es war gerade Ebbe bei ihm und die guten Vorsätze lagen offen zu Tag; auch der Stern auf dem Achsel-

stück that seine Wirkung. Er wollte vernünftig werden. Die rote Tasche, die er in der letzten Zeit stark benützt, sollte nun Ruhe haben.

Herrgott, was hatte die nicht alles erlebt! Wie war der Kerl mit ihr in der Welt herumgefahren mit und ohne Urlaub. Wenn er einmal nicht bei Tisch erschien, fragte man nur immer! „Wo ist die Tasche?“ „Herr von Schmettau

hat danach geschickt.“ Na und da wußte man, wo man dran war.

Was mochte die alles in ihrem Schoß getragen haben außer des Lieutenants Waschzeug! Zarte Billets, Damenhandschuhe, Bänder, Blumen, einen ganzen Romanapparat. Etwas welkes Liebesheu kollerte immer noch drin herum, wenn er sie zurückbrachte, und sie duftete nach den feinsten Parfüms, jedesmal nach einem andern.

Nun sollte sie Ruhe haben, er versprach mir's in die Hand und er selbst sehnte sich auch danach, denn er war

völlig liebesatt. Auch eine Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern hatte er gehabt, er war rangiert, wenn auch der Rest seines kleinen Vermögens dabei draufgegangen war. Wieder dachte ich daran, ob es, um die guten Entschlüsse zu fixieren, nicht das beste für ihn wäre, sich zu verheiraten. Damit allein konnte auch das allgemeine Mißtrauen besiegt, konnten auch die andern veranlaßt werden, ernstlich an seine Besserung zu glauben.

Aber davon wollte er nichts hören, so gefügig er sonst war.

Ich drang auch nicht weiter in ihn, allzuviel auf einmal wollt' ich ihm nicht zumuten. Warten wir's ab, dacht' ich. Aber daß ich selbst schließlich durch ihn zu einer Frau kommen sollte, das hätt' ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen. Und doch kam's so.

Ich verkehrte zu jener Zeit freundschaftlich im Hause des Sanitätsrats Wilpart; angesehene liebenswürdige Leute, die ihr Vergnügen nicht in der großen Gesellschaft, sondern im engeren häuslichen Kreis suchten und fanden.

Die ganze Familie, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, war musikalisch veranlagt. Von den Töchtern spielte die eine recht hübsch Violine, die andere, welche zugleich eine frische Singstimme hatte, das Piano. Die Mutter begleitete vorzüglich und der Alte strich den Kontrabaß. So hatten wir, wenn sich, wie allwöchentlich geschah, noch einige Fremde einfanden, ein kleines Orchester beisammen und spielten klassische sowohl, als profane Musik.

Dort dacht' ich Schmettau, den gebesserten Schmettau einzuführen, von solch friedlicher Unterhaltung versprach ich mir einen heilsamen Einfluß auf sein unstätes Gemüt. Die Damen, so verschieden von denen, die er bisher kennen gelernt, sollten das einst vergötterte, nunmehr gehaßte Geschlecht, wenn auch in anderem Sinn, wieder bei ihm zu

Ehren bringen und sein eigenes Ansehen konnte durch den Umgang mit dieser ehrenwerten Familie nur gewinnen.

Freilich fehlte es auch in diesem Kreis nicht an solchen, die beim Klang des Namens Schmettau ein gelindes Gruseln überlief. Der weiblichen Jugend las ich aber doch gleich die Neugierde aus den Augen, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen. Die Alten waren wenigstens vorurteilsfreie Leute, die nicht so viel auf das Geschwätz der anderen als auf ihr eigenes Urteil gaben. So ward Schmettau, den ich, nicht ohne Mühe, zu einem Anstandsbesuch vermocht hatte, zum nächsten Musikkranz geladen.

Ich muß sagen, er benahm sich tadellos, das erste Mal vielleicht etwas zu tadellos, er war's noch nicht recht gewöhnt und that des Guten schier zu viel. Mit der Zeit aber fand er Gelegenheit, seine vielen guten Seiten unbefangen ins richtige Licht zu stellen und die schlechten im Schatten zu halten, so daß man sich mit Recht fragen durfte: Ist das wirklich derselbe Mensch, dem die Welt so viel Böses nachsagt?

Den alten Sanitätsrat bestach er durch sein vielseitiges Wissen und die leichte Art, über mancherlei aus dem Gedächtnis zu reden, was man sonst nicht im Kopf eines Lieutenants sucht, die Rätin durch zuvorkommende Artigkeit.

Von den beiden Schwestern gewann er die jüngere, die lustige Emmy rasch durch seinen Humor, während sich die ältere, ernstere Frieda noch etwas scheu und zurückhaltend gegen ihn benahm. Auch die übrigen Gäste des Hauses gewannen ihn lieb.

Ein ganz anderes Leben kam in die Gesellschaft. Er war ein dankbarer Zuhörer bei den musikalischen Produktionen, fand aber doch bald heraus, daß des Guten hierin etwas zu viel geschah. Nun machte er den Vorschlag, zur Abwechselung auch etwas Lektüre aufs Programm zu setzen,

womit er bei den anderen, die das Bedürfnis im stillen längst empfunden haben mochten, freudigen Anklang fand. Er sorgte für passende Bücher, zeigte viel Geschmack in der Auswahl und las selbst vorzüglich vor. Durch ihn hab' ich eigentlich wieder lesen gelernt, damit ich mich seit der Schulzeit, soweit mich nicht die Parolebefehle und Reglements dazu nötigten, nicht weiter abgegeben hatte.

Kurzum ich hatte allen Grund, auf mein Experiment stolz zu sein, Schmettaus Bekehrung schien mir eine vollendete Thatsache. Mein Schmerz war's nur, daß nicht alle Welt dachte wie ich.

So zeigte es sich bald, daß er sich mit dem neuen Regimentskommandeur nicht recht zu stellen wußte.

Der Mann kam von der Garde, war ein sehr vornehmer Herr, immer à quatre épingles. stramm im Dienst, aber gerecht und stilvoll, selbst wenn er fluchte. Er lebte in zweiter kinderloser Ehe mit seiner viel jüngeren, äußerst zart gebauten Frau, die ihm, wenn sie an seiner Seite ging, kaum bis an die Achselhöhlen reichte, und bald — ohne daß jemand hätte sagen können, woher — verbreitete sich ein dunkles Gerücht, als ob in dieser zweiten Ehe auch sonst nicht alles stimmte. Die Versetzung des Obersten zur Linie wurde damit in einen nie aufgeklärten Zusammenhang gebracht. Ein Duell, ein erschossener Liebhaber — das war's so, was man munkelte. Sehr insgeheim, versteht sich, denn öffentlich drängte sich alles um den neuen Stern.

Ich hab' nie an das Geschwätz geglaubt. Aeußerlich ward es auch nicht durch das geringste Anzeichen bestätigt, man hätte denn ein solches in der schier übergroßen Zärtlichkeit erblicken wollen, mit der sich die junge Frau bei ihren Ausgängen lianengleich an den stämmigen Gatten schmiegte, ohne den man sie nie sah.

Zunächst ließ sich alles vortrefflich an. Der Oberst schien

im Gegensatz zu seinem Vorgänger den Mann von Talent in Schmettau zu erkennen, dessen glänzende Eigenschaften einer gewissen Freiheit bedurften, um die rechten Früchte zu tragen, dessen Individualität sich nicht, wie die manches anderen, in jede Schablone zwängen ließ. Was in dieser Richtung früher gesündigt worden, schien der neue Kommandeur wieder gut machen zu wollen.

Er zeichnete den Lieutenant bei jeder Gelegenheit aus. Schmettau war unter den ersten, die auch im kleineren Kreis ins Haus des Obersten geladen wurden. Dieser wie seine Gattin verkehrten mit ihm auf einem freundschaftlich-vertrauten Fuß, so daß es schien, als ob sie dem Verkannten, Verfemten eine öffentliche Genugthuung geben wollten.

Im Regiment galt Schmettau bereits für den Günstling des Kommandeurs und auch sonst fing das Beispiel schon zu wirken an, als langsam aber deutlich ein Umschwung eintrat, der alle stutzig machte.

Zunächst war's nicht völlige Ungnade, aber doch so ein Zwischenstadium. Heute war das Verhältnis das frühere und plötzlich über Nacht schien ein Frost darüber gekommen zu sein, der morgen wieder der Sonne wich. Die geübtesten Wetterpropheten wußten sich das Rätsel nicht zu deuten. Bei einer Reihe mehr oder weniger offizieller Festlichkeiten, die der Oberst in seinem Haus gab, blieb Schmettaus Namen in auffallender, verletzender Weise von der Liste der Geladenen weg. Seine Feinde triumphierten, bis man erfuhr, daß er inzwischen wiederholt in zwangloser Weise dort verkehrt habe. Und so war's auf den wöchentlichen Kasinobällen, die der Lieutenant lange gemieden hatte, nun aber auf seines Vorgesetzten Wunsch wieder regelmäßig besuchte. Heute tanzte er mit der Kommandeuse den ersten Walzer oder soupierte mit ihr, der Gatte schüttelte ihm freundlich die Hand und das nächste Mal wurde er von beiden kaum eines Blickes gewürdigt.

Die andern Damen des Regiments, die das Beispiel ihrer Vorgesetzten aufs peinlichste nachzuahmen gewöhnt waren, wußten bald nicht mehr, wie sie sich Schmettau gegenüber zu verhalten hatten, ohne gegen die Disziplin zu verstoßen.

Das Merkwürdigste bei der Sache aber war, daß sich

H. Schlitz

Schmettau, der empfindliche, leicht gereizte Schmettau, auch nicht eine Spur von Verstimmung anmerken ließ. Was mir auffiel, war nur, daß er an den Festabenden mehr tanzte und trank als gewöhnlich und seine Unterhaltungskünste schier etwas zu demonstrativ spielen ließ.

An einem Abend, da wieder bei Obersts eine Gesellschaft stattfand, zu der das halbe Offizierkorps mit Ausnahme Schmettaus, der indes nicht zu der früher erledigten Hälfte gehörte, eingeladen war, sah ich, im Begriff, meine Wohnung zu verlassen, Licht in der seinigen. Es ist dieselbe, wo Lebezan jetzt seinen Penaten opfert.

Er dauerte mich, der arme Kerl, ich wollt' ihm ein tröstliches Wort sagen und so macht' ich den Umweg trotz meiner Lackstiefeln.

Im Augenblick, da ich seine Hausthür öffne, huscht eine weibliche Gestalt an mir vorbei hinaus ins Freie. Es war etwas Scheues, Hastiges in ihrem Gang, das mich ihr nachblicken ließ und da, wie sie unter der Laterne vorbei muß, erkannt' ich oder glaubt' ich wenigstens die Kammerjungfer unserer Kommandeuse zu erkennen. Sie war ein leidlich hübsches Ding, immer ein bißchen auffällig und über ihren Stand, vermutlich von den Abfällen der herrschaftlichen Garderobe gekleidet. Heute trug sie ein kleines Körbchen in der Hand.

„Sollte das des Rätsels Lösung sein?" fragte ich mich, indem ich, ohne lang zu klopfen, bei Schmettau eintrat.

Er saß über einen mehrere Bogen starken Brief gebeugt am Schreibtisch und schien eifrig zu lesen. Auf dem Tisch vor dem Kanapee brannte eine zweite Lampe und daneben stand eine Vase mit einem Strauß blutroter Nelken, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit.

„Ah, du bist's — so spät?" rief Schmettau, ohne sich zu erheben. „Entschuldige mich nur einen Augenblick und nimm Platz dort, bitte!"

„Laß dich nicht stören," erwiderte ich, setzte mich aufs Kanapee und griff zum nächsten Buch, das auf dem Tisch lag. Es war Heines Buch der Lieder. Ich ließ zerstreut die Blätter durch meine Finger gleiten, bis mir eins, das wohl schon gelockert im Einband saß, in der Hand blieb. Wie ich's mir unwillkürlich näher ansehe, find' ich, daß ein Gedicht leicht angestrichen ist, und lese:

„Dort droben auf jenem Berge
Da steht ein feines Schloß ꝛc. ꝛc."

bis zum letzten Vers, der lautet:

„Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen
Die merkten's und haben gelacht."

Den muß ich wohl halblaut vor mich hingesprochen haben, denn Schmettau sprang auf und trat zu mir.

„Na nu," lachte er. „Willst du unter die Lyriker gehen, alter Freund? Oder bist du verliebt und machst ein Anlehen bei Heinrich Heine. Der ist schon zu bekannt, Bester; vertrau' dich mir an, ich kann dir vielleicht besser helfen."

„Ich glaub's," gab ich zurück, „hab's aber, Gott sei Dank, noch nicht nötig."

„Tant mieux pour toi! Und was führt dich so spät zu mir? Kommst du mich abholen? Ich dachte den Abend zu Haus zu verbringen."

„Nein, nein, ich wollte nur, ich wollte —" seine Unbefangenheit machte mich verlegen. „Nun ist's denn nicht empörend, daß du heute wieder nicht geladen bist?" platzt' ich schließlich heraus.

„Ach so, du gehst zu Oberst's! Das hätt' ich dir am Wichs ansehen sollen. Empörend? Wieso? Der Kommandeur weiß, daß ich mir nichts daraus mache, daß es geradezu ein Opfer für mich ist. Anderen gegenüber bring' ich ihm

das Opfer. Wo sich's um ihn selbst handelt, dispensiert er mich davon. Ist das nicht sehr hübsch von ihm? Ich bin ihm dankbar."

Und das sagte er mit einer verblüffenden Ruhe. Die Auffassung hatte auch etwas für sich, ich kann's nicht leugnen. Nur um etwas zu sagen, wiederholt' ich die Strophe des Liedes:

„Die zischelnden Muhmen und Basen."

„Geh, laß sie zischeln," rief er. „Uebrigens," setzte er etwas ernster hinzu, „was haben sie denn schon wieder zu zischeln?"

„O nichts, gar nichts." Ich sagte die Wahrheit, denn mir war nichts zu Ohren gekommen. Sie haßten ihn viel zu sehr, um sich die Vorgänge in anderem als für ihn demütigendem Sinne zu deuten.

„Na also," er sah nach der Uhr, „du, aber es ist höchste Zeit, wenn dir's nicht vornehmer dünkt, zu spät zu kommen. Ich dank' dir für deine Teilnahme, aber verdient hab' ich sie wahrhaftig nicht."

Der Wink war deutlich, ich erhob mich.

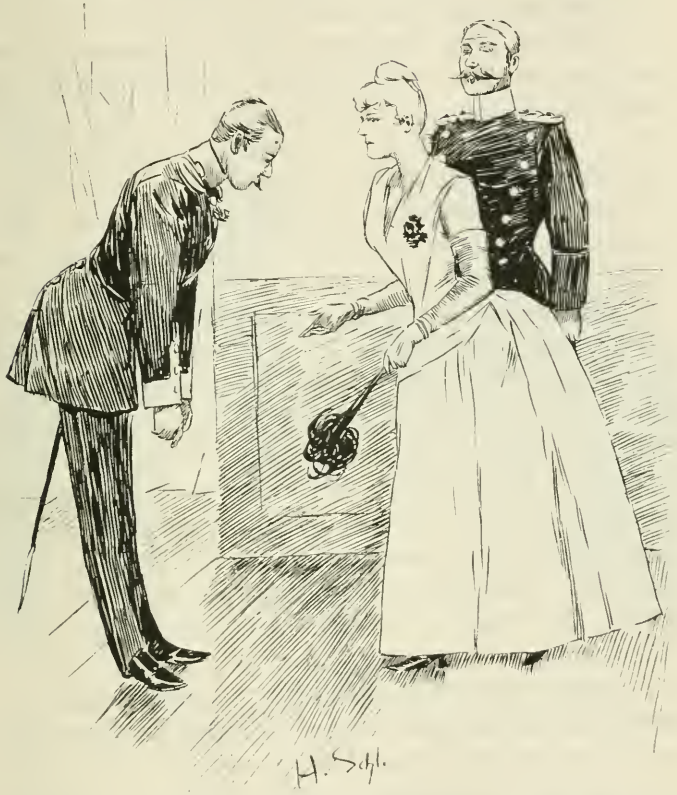
„Wie schön du bist, wie fein!" rief er ironisch, da er mich im Waffenrock sah, den nur die einzige Kriegsdenkmünze schmückte. „Komm, ganz unbelohnt sollst du doch nicht von mir gehen. Ich dekoriere dich mit dem Band der Ehrenlegion. Sieh, wie stolz sich das ausnimmt!" Und er steckte mir eine der roten Nelken ins Knopfloch. „Brennende Liebe! Nun, viel Vergnügen! Gute Nacht!"

Nun wußt' ich so viel, wie vorher. Aber mit den Ueberraschungen war's noch nicht vorbei für den Abend.

Es war in der That höchste Zeit und die Gesellschaft schier vollzählig, da ich im Haus des Obersten eintraf.

Die Zofe, die mir den Mantel abnahm, blickte mich etwas mißtrauisch an. Der Wirt und die Hausfrau be-

grüßten mich auf der Schwelle. Mir schien's, der Oberst machte ein finsteres Gesicht heute. Wie ich mich aber von der tiefen Verbeugung, die ich der Dame gemacht, erhebe,



seh' ich sie die Farbe wechseln, die Hand, die sie mir darreicht, zittert, ihr Auge ruht auf meiner Brust. Und nun erschreck' ich fast selbst, denn von dem weißen Gewand, das sie mit Vorliebe trug, hob sich gerade an der Stelle des Herzens ein blutroter Nelkenstrauß ab. Es waren dieselben Blumen, wie ich eine im Knopfloch trug, brennende Liebe.

Glücklicherweise erlöste mich ein noch später kommender Gast aus der peinlichen Situation, in welche mich die Entdeckung versetzt hatte. Ich mischte mich ins Gewühl, aber ich konnte nicht aufhören, die Dame heimlich zu beobachten.

Sie war keine Schönheit, unsere Kommandeuse, aber eine überaus zarte, geschmeidige, duftige Erscheinung; hellblond mit Augen, die jetzt fast apathisch blickten, plötzlich aber, wie von innen heraus beleuchtet, in feuchtem blaugrünem Glanz schimmerten, Nixenaugen in einem bleichen feingeschnittenen Gesicht. Der schmächtige, auf den ersten Blick schier gebrechliche Körper verriet eine Muskulatur vom feinsten Stahl, wenn man ihn im Tanz oder zu Pferd sah. Ich beobachtete das alles eigentlich erst heute. Sie machte die Honneurs des Hauses mit jener vornehmen Nachlässigkeit, die ihr sogar schon den Vorwurf des Hochmutes zugezogen hatte, und doch schien mir's, als ob sie sich dabei Gewalt anthue. Ich sah, wie sie manchmal plötzlich ihres Amtes vergaß und geistesabwesend, träumerisch in anderen Regionen zu weilen schien. Auch sah ich in solchen Momenten die Augen ihres Gatten seelenlos, stier, unheimlich, drohend auf ihr ruhen, sah, wie sie sich unter diesem Blick zusammenraffte. Mir selbst war die Ehre einer Française mit ihr zu teil geworden.

„Woher haben Sie die Nelke?" fragte sie, kaum daß wir zum Tanz angetreten waren. „Es sieht genau aus, als ob sie von meinem Strauß geraubt wäre."

„Mein Freund Schmettau hat mich damit dekoriert, gnädige Frau," erwiderte ich, „er fand, daß der Staat zu wenig für meine Verdienste gethan."

„Schmettau? Ist das Ihr Freund?"

„Ein alter Freund, meine Gnädige. Ich hab' ihn gewissermaßen erzogen, ohne alle Verantwortung natürlich."

Sie sah mich einen Augenblick bös an, dann, wie uns

die Schlingungen des Tanzes trennten und zusammenführten, fuhr sie fort:

„Er ist nicht hier, Herr von Schmettau, und Sie waren jetzt eben bei ihm in seiner Wohnung oder sind Sie ihm auf der Straße begegnet?“

„Jetzt eben war ich bei ihm, er ist mit schuldig, wenn ich mich hier verspätet habe.“

„So — er ist wohl viel zu Hause, sehr arbeitsam —“

Hier trennte uns der Takt der Musik und da er uns wieder vereinigte und ich eine, für Schmettau schier zu schmeichelhafte Antwort studiert hatte, fand ich bei meiner Tänzerin kein Interesse mehr für das Thema. Wir beendeten die Tour schweigend. Als ich mich mit einer Verbeugung verabschiedet hatte, trat der Oberst auf seine Gattin zu. Er hatte seinen unheimlichen Blick, ich sah noch, wie sie zusammenzuckte, dann entfernten sich beide aus dem Gewühl, sie stumm, resigniert, er in flüsterndem Gespräch zu ihr herabgebeugt. Solches Gebaren, das einer heimlichen Szene nicht unähn-

lich sah, mochte auch schon anderen aufgefallen sein und jenes schon erwähnte Gerücht genährt haben. Nun, ich tanzte mein Pensum ab und ging mit den ersten. Ich konnt' lange nicht einschlafen; ohne daß ich was Bestimmtes wußte, war mir's doch, als ob sich eine Wolke über dem Haupt meines Freundes zusammenzöge.

Der nächste Tag schon zerstreute jedoch meine Besorgnisse. Schmettau erschien des Abends bei Sanitätsrats heiter und unbefangen. Dort war sein Ansehen keinen Schwankungen unterworfen, im Gegenteil, man gewann ihn dort von Woche zu Woche lieber. Nur Fräulein Frieda verhielt sich noch immer etwas scheu zu ihm. Es war eine Scheu, die mir mit der Zeit verdächtig vorkam, sah ich doch ihre großen, dunkeln, langbewimperten Augen, wenn er's nicht sah und niemand es sehen sollte, mit einer Art schwärmerischer Andacht auf ihm ruhen, sah ich doch, wie ihr, wenn er zufällig einmal das Wort an sie richtete, gleich das Blut in die Wangen stieg.

Oder täuscht' ich mich? — Sie war immer ein ernstes, schüchternes Geschöpf gewesen und Schmettau unterhielt sich lieber mit der lustigen Emmy. Daß er aber auch eine etwa aufkeimende tiefere Neigung im Herzen der einen oder anderen Tochter seines väterlichen Freundes und Wohlthäters nicht in seiner alten Manier ausbeuten würde, dessen glaubt' ich mich sicher.

Und noch etwas beruhigte mich in dieser wie in anderer Hinsicht.

Mit den Damen im Kronprinzen war Schmettau zwar jederzeit auf bestem Fuß gestanden, er hatte ihnen abwechselnd die Kour gemacht, wie wir alle, und es war ihm ein vertraulicher Scherz eher gestattet als einem anderen. Ernsthaft nahm man seine Scherze dort nie.

Aber in neuerer Zeit schien sich das Verhältnis doch

geändert zu haben. Ich bemerkte, daß er sich mehr wie früher mit Rosalien abgab, stundenlang bei ihr am Büffett stand, sich dort nicht mehr in der früheren, allgemein verständlichen Weise, sondern im Flüsterton unterhielt, auch sonst im Verkehr mit ihr die üblichen Narrenspossen unterließ und einen gewissen feierlichen Ton anschlug. Er liebte es schon seit längerer Zeit nicht, wenn im Freundeskreis scherzend auf die Vergangenheit und seine leichtsinnigen Streiche angespielt wurde. Wenn dies aber nun, wie ja nicht zu vermeiden, hin und wieder doch geschah, so fiel mir auf, daß auch die sonst mitscherzende Rosalie bös wurde und mit gekränkter Miene das Gemach verließ.

Solche Symptome waren um so bedenklicher, als Rosaliens langjähriger offizieller Verehrer, ein Rittmeister von den Dragonern, eben um diese Zeit seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse wegen in eine entfernte Garnison versetzt worden und die Stelle, soweit wir's beurteilen konnten, vakant war. Sollte sich Schmettau um diese Stelle beworben, sollte Rosalie, die den lockern Fant doch so gut kannte, seine Bewerbung angenommen haben? — Wir schwankten alle lang darüber, bis uns eines Tages Gewißheit wurde, da Rosalie, wie sie in solchem Fall als praktisches Mädchen stets zu thun pflegte, die Monatsgage meines Freundes in einer zu diesem Zweck neubeschafften Sparbüchse verschloß und ihm von nun an in mehr oder weniger regelmäßigen Raten die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts notwendigen Summen bar auszahlte.

Nun war weder für mich, noch für andere ein Zweifel mehr. Die schlechten Witze hörten von selber auf, das Verhältnis war stillschweigend anerkannt. Am wenigsten fiel mir's ein, ein Wort darüber zu verlieren. An seine Urfehde hatt' ich von Anfang an nicht recht geglaubt, eine kleine Zerstreuung mußte er ja wohl haben; nun dann lieber die als eine andere.

Daß das Verhältnis keine allzu ernste Wendung nahm, dafür bürgte mir Schmettaus, und daß keine Dummheiten dabei passierten, Rosaliens Charakter. Die Vermögensverwaltung konnte für meinen Freund nur wohlthätige Folgen haben und ich wünschte ihm im stillen mehr Glück, als sein Vorgänger gehabt.

Kurzum ich war wieder ganz beruhigt. Die rote Tasche, die einst eine so hervorragende Rolle in Schmettaus Leben gespielt, daß ich sie darum haßte und fürchtete, die lag auf dem Grund eines verschlossenen Kastens, zu dem die Rosalie den Schlüssel bei sich trug. Nun wußt' ich sie sicher dort.

Aber mit dem Kommandeur ward die Sache immer schlimmer. Das Zwischenstadium war lang vorbei, nun gab's keine Schwankungen mehr. Der haßte ihn förmlich, das ward allen klar. Er ließ ihn's in und außer Dienst fühlen. Der sonst so gerechte Mann zeigte sich Schmettau gegenüber parteiisch, nichts war ihm recht. Und Schmettau war, wie schon gesagt, ein tüchtiger Offizier. Das mußte ihn verbittern. Ich sah's ihm oft an, wie ihm die Lippen zuckten zu einer Entgegnung, wenn der Kommandeur seine böse Laune vor dritten über ihn ausgoß, und wie er sich mühsam zusammennahm, damit es nicht zu dem Ausbruch käme, den jener förmlich zu provozieren schien. Solche Behandlung verleidete ihm den Dienst vollends und er ließ sich nun manche Unregelmäßigkeit zu schulden kommen, die des Obersten hartes Urteil leider rechtfertigte. O er haßte ihn wieder, Schmettau war kein Lamm, er war ein Mensch, der schwer vergaß und sich für erlittenes Unrecht zu rächen wußte. Mir war immer bang, wenn ich die beiden beisammen sah, denn wenn's, wie bei Schmettaus Temperament jeden Augenblick zu fürchten, zum offenen Kampf kam, dann mußt' es der Lieutenant verlieren. Das ist von jeher so gewesen.

Aber Schmettau nahm sich, wie gesagt, zusammen, nur

seine Stimmung litt begreiflicherweise darunter. Sie wurde wieder unstät, wie früher, heute so, morgen anders.

Ich bemerkt' es zuerst in unserem Musikkranz und ich sah, daß es Fräulein Frieda auch bemerkte. Ihre Augen hingen oft mit zärtlicher Besorgnis an dem Lieutenant und das zumeist, wenn er seiner tollen Laune die Zügel schießen ließ, daß die anderen nicht aus dem Lachen herauskamen. Denen fiel das Gewaltsame seiner Lustigkeit nicht auf, aber Liebe und Freundschaft, die merkten's gleich.

Sie wußte auch, daß ich's merkte, es war wie ein stilles Geheimnis zwischen uns beiden, ich fühlte mich insgeheim verbündet mit ihr. Ein schönes Mädchen, die Frieda! Hochgewachsen, bleich, mit dicken braunen Haarflechten und großen schwermütigen Augen, ein Rätsel —"

Die letzten Worte hatte der Erzähler mit gedämpfter Stimme, mehr für sich gesprochen. Nun schwieg er ganz.

Eine mächtige Rauchwolke wirbelte aus seinem Munde zur Decke empor, verschlungene Ringe bildend. Er sah ihr wehmütig nach und strich sich mit der flachen Hand über den Bart, wie das seine Gewohnheit war.

Aber niemand unterbrach sein Schweigen, die Ringe zerflossen in nichts, er blickte fast erschrocken in lauter aufmerksame Gesichter und nahm mit einer ungewohnten Hast die unterbrochene Erzählung wieder auf:

„Es ward schlimmer. Dem Schmettau gefiel's nicht mehr bei uns, er war des Stilllebens satt, er sehnte sich nach Sturm. Seine Ausgelassenheit war nur eine Maske, bald genug warf er auch die weg, ward mürrisch, schweigsam, zerstreut, wie's ihm paßte, sagte den Kranz das eine und andere Mal ab und blieb schließlich ganz weg.

Da stellt ich ihn denn zur Rede, denn das ging mich an, der ich ihn dort eingeführt. Mit launischer Unhöflichkeit durfte er den guten Menschen ihre Freundschaft nicht lohnen.

Er sah's ein. Nun ja, man war nicht immer gleich aufgelegt, er besonders, auch litt er an nervösem Kopfschmerz, der sich gegen Frühjahr immer bei ihm einstellte, hatte viel zu thun und was der leeren Ausreden mehr sind.

Ich ließ das nicht gelten, äußerte unumwunden meinen Verdacht, daß da wieder etwas anderes mit im Spiel sei, und gemahnte ihn seiner guten Vorsätze.

„Unsinn!" schrie er, schier bös werdend. „Schwatz' doch dergleichen nicht vor den Leuten. Du bringst mich um meinen sauer verdienten guten Ruf."

„Das wirst du wohl selbst besser besorgen," gab ich ihm zurück und wenig fehlte, daß wir ernstlich in Streit geraten wären.

Na schließlich versprach er mir denn alles mögliche und hielt nichts. Heißt das, er kam am nächsten Abend wieder in den Kranz, entschuldigte sich, wie er's bei mir gethan, und spielte den geistreichen Witzbold. Aber mit Ausnahme von Fräulein Emmy, die ihm nach Kräften dabei sekundierte, überzeugte er niemand. Auch war's das letzte Mal, daß er in diesem Kreis erschien.

Die wenigen Abende, an denen die Gesellschaft noch beisammen war — denn mit dem Frühling hörte die Sache von selber auf — verliefen ohne seine Assistenz, ziemlich trübselig, wie ich zugeben muß. Fräulein Emmy selbst war nicht mehr so lustig wie sonst und in Friedas dunklen Augen schwamm's oft feucht, wie von Thränen.

O wie wütend war ich damals auf den Undankbaren, auf Emmy und die anderen, die ihn so über Gebühr verwöhnt, auf die Frieda, die gar ihr Herz an ihn gehängt hatte, und nicht am wenigsten auf mich selbst, der ich doch schließlich an allem schuldig war.

Ich ließ den Schmettau, ohne ihm ferner zuzureden, nicht aus den Augen; die bedenklichen Anzeichen mehrten sich

und doch wurd' ich nicht klug darüber, woher der sturmkündende Wind eigentlich wehte.

Er hatte ein Mißtrauen gegen mich gefaßt und mied mich, wie er nur konnte.

Mit der Rosalie stand alles beim alten, sie verwaltete sein Geld, er machte ihr schöne Redensarten und kleine Geschenke. Selbst sein selteneres Kommen schien sie nicht mehr zu verdrießen, obwohl das im Anfang zu mancher Auseinandersetzung geführt haben mochte.

Die Rosalie war nicht die Person, ihre Gefühle zu verbergen. Die ganze Gesellschaft, ja das ganze Haus wußte es, wenn Regen oder Sonnenschein bei ihr wahr, und wer das Wetter machte, war auch kein Geheimnis.

Aber, wie gesagt, es war mehr Sonnenschein als Regen.

Sie schien ihm zu trauen. Vielleicht als praktische Wirtschafterin beurteilte sie sein Verhalten nach seinen Ausgaben, die sie ja kontrollierte. Da stimmte alles aufs beste, ja es blieb sogar meist noch ein Ueberschuß am Ende des Monats, was früher nie dagewesen war. Nun und dann hatte sie ja die rote Tasche unter sicherem Verschluß. Das war auch mein letzter Trost.

Immer näher rückte der Frühling und der Winter wehrte sich wie ein Verzweifelter, obwohl er fühlen mochte, daß seine Stellung nicht mehr lang zu halten war, oder eben deshalb.

Nichts Abscheulicheres, als so ein Rückzugsgefecht.

Das blies und stürmte, regnete, schneite, blitzte und donnerte durcheinander und dazwischen flog wieder ein Hauch von Mailuft, wie Siegesahnung. Ueberschwemmungen im Thal, Lawinenstürze im Gebirg, Stürme und Schiffbrüche auf der See, vulkanische Ausbrüche, schlagende Wetter und Erdbeben. Innen und außen, oben und unten schien alles aus Rand und Band. Wenn man das miterlebte oder auch

nur aus den Zeitungen las und sah, was die alte und doch so spröde Jungfer Erde, das holde Kampfobjekt, für ein Gesicht machte, da konnte man wohl mit Shakespeares Richard fragen: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?"

Ja, es war ein ominöser Frühlingsanfang.

Seit jenem Ball, von dem ich vorhin sprach, hatte sich die Kommandeuse nicht mehr öffentlich gezeigt. Es hieß, sie sei leidend. Manche legten ihr's als Laune und Hochmut aus, andere schoben die Schuld auf die Eifersucht ihres Gemahls, von der jetzt mehr denn je die Rede war.

Lächerlich! Auf wen hätte unser Oberst eifersüchtig sein sollen? —

Was an dem Geschwätz war, das stellte sich nun heraus, da die hohe Frau ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, die das Klima bei uns nicht vertrug, einen längeren Aufenthalt im Süden zu nehmen gezwungen war. Der Kommandeur gab ihr das Geleit bis zur ersten Nachtstation, von wo am andern Morgen für weitere Reisebegleitung gesorgt war. Er selbst mußte zurück in die Garnison, denn die Kompaniebesichtigungen standen vor der Thür — auch so ein Frühlingszauber.

Wir hatten uns natürlich in corpore am Bahnhof eingefunden, der älteste Major überreichte namens des Offizierkorps ein riesiges Bouket mit Schleifen in den Regimentsfarben.

Sie war wirklich angegriffen. Wir hatten sie alle lange nicht gesehen und nun im Dämmerlicht des reservierten Wartesalons fiel mir's besonders auf. Viel Farbe hatte sie ja nie gehabt. Aber so bleich, so leidend, so zart und gebrechlich, wie sie in dem hellen Reisekleid aussah — — Nur die blaugrünen, dunkelumränderten Augen schienen noch größer als gewöhnlich, Nixenaugen von wahrhaft transparentem Glanz, und ich überzeugte mich heut erst, daß sie ein berückendes Weib war. Auch der Mund mit den brennend-

roten Lippen trug zu dieser Erkenntnis bei, obwohl das Lächeln, zu dem sie ihn zwang, etwas Wehmütiges hatte. Wieder hatte sie einen Busch blutroter Nelken vor die Brust geheftet. Als der Zug angekündigt war, verabschiedeten wir

uns, die einen mit einer Verbeugung, die anderen mit einem Händedruck, einige auch mit einem Kuß auf die kleine, weiße Hand, je nach dem Verhältnis, in dem sie zur Familie gestanden, oder auch nach eigenem Höflichkeitsbedürfnis.

Ich sah während dieses Zeremoniells zufällig auf den Obersten, der vornehm, gleichgültig beiseite stand und auch im eleganten Zivilanzug, dem langen Kaisermantel mit

übergehängter Reisetasche, den strammen Militär nicht verleugnete.

Plötzlich schien ein Fieberschauer die hohe Gestalt zu durchzucken, die eine Hand fuhr nach der Schnurrbartspitze, welche sie krampfhaft zu drehen begann, das Gesicht wurde erdfahl, die Augen, aus denen jeder seelische Ausdruck gewichen schien, hefteten sich mit unheimlich drohender Starrheit auf eine Stelle. Unwillkürlich folgten die meinigen ihrer Richtung.

Schmettau war eben an der Reihe des Abschiednehmens, er hielt die Hand der Dame in der seinigen, einen Augenblick zögernd, ob er die Lippen darauf drücken durfte, wie sein Vorgänger, als der Zug pfiff, der Kommandeur auf seine Gattin zuschritt, ihren Arm nahm und sie zum Perron führte. Schmettau taumelte zurück und verfärbte sich. Hatte er freiwillig auf den Handkuß verzichtet oder war er ihm abgeschnitten worden? Bei der Schnelligkeit, mit der sich alles abspielte, war's schwer zu entscheiden. Kaum weiß ich, ob's außer mir jemand so bemerkt hatte. Gleich darauf fuhr der Zug an, die Herrschaften stiegen ein und wir gingen wieder unserem Dienst nach. Aber es war ein böses, ein rachsüchtiges Lächeln gewesen, mit dem Schmettau dem abfahrenden Zuge nachblickte.

Die Geschichte passierte an einem Freitag, ich weiß es wie heute. Wir hatten noch über den Mut der Reisenden gescherzt, die der üblen Vorbedeutung dieses Tages zu trotzen wagten. Ich war voll trüber Ahnungen.

Samstag abend schon kehrte der Kommandeur zurück und Samstag mittag fehlte Schmettau bei Tisch im Kronprinzen.

Schon in der vorhergegangenen Frühmesse war uns allen das wortkarge Wesen der Rosalie aufgefallen; sie hatte sich auch nicht, wie das bei guter Laune geschah, an dem

hier üblichen Würfelspiel beteiligt. Die übrige Familie zeigte sich gar nicht und die Verbindungsthür zum Wohngemach blieb hermetisch verschlossen, was stets für ein böses Zeichen galt. Nicht für ihren zärtlichsten Anbeter war das Gretchen sichtbar. Die Kellner schlichen scheu und ängstlich umher und drückten sich so schnell sie konnten. Selbst die Vierfüßler waren verschmpft und machten mißmutige Gesichter.

Nur einen Augenblick erschien die Rosalie im Speisesaal.

„Wo bleibt denn Schmettau heut?" scholl es ihr von allen Seiten entgegen.

Sie überhörte die Frage erst und erwiderte dann in einem Ton, der viel zu barsch war, um gleichmütig zu klingen:

„Was weiß ich, wo der sich herumtreibt!"

„Und die Tasche? Ist denn die rote Tasche noch an ihrem Platz?" fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Nein." Damit verließ Rosalie das Gemach und warf die Thür mit Wucht hinter sich ins Schloß.

„Donnerwetter! Das kündet Sturm!" scherzten und lachten die anderen, mir war's nicht mehr darum, ich sprang auf und ging ihr nach.

Drüben fand ich sie schon wieder am Büreau sitzend und Rechnungen ausziehend.

„Fräulein Rosalie," sagt' ich. „Wissen Sie wirklich nicht, wo Herr von Schmettau ist?"

„Nein, wie soll ich das wissen?" antwortete sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Hat er wirklich die rote Tasche?" fragte ich weiter.

„Ja."

„Und Sie selbst haben sie ihm gegeben?"

„Die Fanny hat sie ihm gegeben, da ich fort war," erwiderte sie zornig, machte einen dicken Federstrich unter den letzten Posten, klappte das Buch zu und ließ mich stehen.

Nun, ich wußte vorerst genug, auch warum die Thür

drüben geschlossen blieb und das Gretchen sich nicht sehen ließ, wußt' ich jetzt. Sie mochte ihre Gutmütigkeit teuer bezahlt haben, denn so böse hatt' ich die Rosalie nie gesehen.

Nach Tisch begab ich mich in Schmettaus Wohnung, stark war meine Hoffnung nicht, ihn dort zu treffen, und die Aussagen seines Dieners bestätigten meinen Verdacht.

Er war kurz vor Mittag mit dem Kurierzug abgereist; wohin, unbekannt. Eine Depesche seines Bruders hatte ihn gerufen. Würde er heute noch zurückkehren oder wann? Er hatte nichts hinterlassen.

Der Bursche war offenbar mißtrauisch und instruiert darüber, was er auf solche Fragen zu antworten habe.

Also Schmettau war fort. Urlaub hatte er keinen, das wußt' ich. Aber der nächste Tag war ein Sonntag und am Montag bezog seine Kompanie den Garnisonsdienst; da war er auch frei, wenn nichts Besonderes befohlen wurde. Er war der Mann, das stillschweigend vorauszusetzen und die beiden Tage fortzubleiben.

So that er auch, wie er früher oft gethan. Es war ein leichtsinniger Streich, der ihm hundertmal so hingegangen. Warum nicht diesmal auch? Warum war ich gerade diesmal so ängstlich?

Richtig, am Montag bestellt der Kommandeur die Offiziere in bequemem Anzug aufs Regimentsbüreau seine Direktiven für die Besichtigung mit ihnen zu besprechen.

Schmettau erscheint nicht. Wo ist er? Niemand weiß. Man schickt nach ihm, vergebens. Sein Diener wird gerufen. Der stammelt etwas von einer Depesche, die heut früh erst eingetroffen sein soll, und macht aus dem Bruder zur Abwechselung eine kranke Tante.

Der Kommandeur weiß genug, er macht ein sehr ernstes Gesicht, fast so ernst wie neulich im Wartesalon, dann fährt er in seinen Direktiven fort.

Montag nacht kehrt Schmettau zurück, Dienstag früh ist er beim Rapport. Zwei Tage Stubenarrest sind das Ergebnis einer längeren Besprechung, von der niemand Näheres vernommen.

Uebrigens schon am nächsten Morgen schenkt ihm der Kommandeur die Hälfte der Strafe.

Ich eile zu ihm, sobald mir das zu Ohren kommt, finde ihn wütend über die Gnade, die er nicht begehrt hat, dabei bleich und verstört, wie ich ihn lange nicht gesehen. Na und so kommt er auch des Abends in den Kronprinzen.

Den Abend will ich mein Lebtag nicht vergessen. Wir saßen schon alle beisammen, da er spät eintrat und die Rosalie, die am Büreau saß, mit einem frostigen „Guten Abend, Fräulein!" begrüßte. Da kein Gegengruß erfolgte, sondern die Feder nur heftiger kratzend übers Papier hinflog, zauderte er einen Augenblick und wiederholte seinen Gruß. Auch jetzt sah die Rosalie nicht von ihrem Geschäft auf und blieb stumm. Achselzuckend und mit einem bösen Lächeln, das wir alle kannten, schritt er vorbei, etwas über die Pflichten der Höflichkeit in den Bart murmelnd.

Er bot uns einen guten Abend, den wir ihm zurückgaben, ohne daß einer auf seine Reiseabenteuer anzuspielen gewagt hätte. Dann griff er nach einem Stuhl, darauf Schips, mit einer himmelblauen Schleife im Schopf, kurz zuvor Platz genommen hatte.

„Fort von hier, Bestie!" rief Schmettau gereizt. Das Hündchen sah ihn erstaunt an und gähnte.

„Fort! sag ich." Nun ging das Gähnen in ein leises Knurren über, womit das Tier andeuten wollte, daß ihm die Sache, die es erst verwundert, dann gelangweilt hatte, nunmehr lästig zu werden beginne. Aber im nächsten Augenblick schon ward aus dem Knurren ein Wehgeheul.

Schmettau hatte die Andeutung nicht verstanden. „Wart',

du Köter, ich will dich Anstand lehren, wenn's andere nicht thun," schrie er, faßte den blonden Knirps im Genick und schleuderte ihn unsanft zu Boden, wo er mit hochaufgezogenem Bein ein Miserere anstimmte, davon einem die Ohren gellten.

Mit einem Ruf der Mißbilligung sprang Gretchens jüngster Verehrer, der schon längst den Gekränkten gespielt hatte, von seinem Stuhl auf, nahm das keifende Tier unter zärtlichen Koseworten in seine Arme und trug es ins Nebenzimmer, auf dessen Schwelle beim ersten Schmerzenslaut ihres Lieblings Mutter und Tochter händeringend erschienen waren.

Aber auch die Rosalie hielt nicht länger an sich. Todbleich war auch sie und ihre Augen schossen Blitze, als sie vor Schmettau hintrat, der inzwischen mit erzwungener Ruhe die Speisekarte gemustert hatte und dem Kellner sein Mißfallen über den Mangel an Abwechselung darin aussprach.

„Herr Lieutenant," begann Rosalie, es war mehr gekreischt als gesprochen. „Wenn Sie Ihre üble Laune an unschuldigen Tieren auslassen wollen, so wählen Sie sich andere Objekte und ein anderes Lokal dazu aus, als die unsrigen."

„Ich bin hier im Wirtshaus, nicht in der Menagerie oder im Tierschutzverein. Ziehen Sie Ihre Köter besser oder sperren Sie dieselben in den Stall, wo sie hingehören. Hier belästigen sie die Gäste," gab ihr Schmettau gelassen zurück, und zum Kellner sagte er: „Bringen Sie mir in Gottes Namen die unvermeidliche Kotelette, es gibt ja doch sonst nicht viel, und ein Glas Wein von der Sorte, die am wenigsten sauer schmeckt."

„Wenn Ihnen unsere Speisen nicht schmackhaft genug und unsere Weine zu sauer sind, so steht es Ihnen frei, beides an einem anderen Ort zu genießen," fiel ihm Rosalie, immer gereizter werdend, ins Wort.

„Das weiß ich," erwiderte er mit höhnischem Gleichmut, „aber es ist nun einmal eine schlechte Gewohnheit von mir, meine Abende, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun weiß, hier zu verbringen."

„Niemand wird Sie vermissen, wenn Sie dieser schlechten Gewohnheit entsagen wollen."

„Darüber steht Ihnen kein Urteil zu; ich komme der Gesellschaft und nicht der Wirtschaft wegen, die allein ich in Ihnen vertreten sehe."

Das war zu viel, das hatte ihr noch keiner zu sagen gewagt. Zorn, verletzte Eitelkeit, Eifersucht raubten Rosalien den letzten Rest von Fassung und machten eine Furie aus ihr.

„So bitte ich auch meine Tasche zurück," schrie sie, „die Sie ohne mein Wissen mit fortgenommen haben. Die gehört nicht zur Wirtschaft, sie ist mein Privateigentum."

„Sie sollen sie haben gleich morgen früh, heute werden Sie ja wohl nicht mehr verreisen. Uebrigens war's Ihre Schwester, die sie mir gab."

„Meine Schwester hat kein Recht, über Dinge zu verfügen, die mir gehören. Die Tasche ist mein Eigentum, ich gebrauche sie und es kann mir nicht gleichgültig sein, in wessen Händen sie sonst herumgeht und fährt und welchen unsauberen Zwecken sie sonst dient. Ich will sie sofort wieder haben."

„Wie Sie wünschen," erwiderte Schmettau, dem die letzte Anspielung das Blut aus den Wangen trieb. „Rufen Sie mir die Ordonnanz, Kellner!"

Der Mann, welcher zu unserer speziellen Bedienung kommandiert war, erschien. Schmettau gab ihm den Auftrag, seinen Diener aufzusuchen, sich von diesem die Tasche übergeben zu lassen und sie der Eigentümerin auszuliefern. Dann erhob er sich. „Meine Herren," sagte er, „ich bedaure, Sie so bald verlassen zu müssen, aber ich bin heut'

etwas ermüdet und nicht für den Genuß so gebildeter Damengesellschaft geschaffen. Gute Nacht!" Damit nahm er Mantel und Mütze und ging.

Die Rosalie keifte ihm etwas nach, das sich auf den Bildungsgrad seiner sonstigen Damenbekanntschaften bezog, davon er aber keine Notiz mehr nahm. Dann vergrub sie sich wieder in ihr Hauptbuch. Eine halbe Stunde später brachte die Ordonnanz die rote Tasche. Sie nahm sie dem Mann mit verächtlicher Vorsicht aus der Hand und warf sie in den Kasten.

Wir, die wir stumme Zeugen dieser widerwärtigen Szene gewesen, suchten jetzt vergebens nach anderen Gesprächsstoffen, fanden nur die allergleichgültigsten und zogen uns verstimmt früher als gewöhnlich zurück.

Schmettau mied von nun an die ans Wohngemach grenzenden Wirtschaftsräume, die Rosalie dagegen unser reserviertes Lokal, das Gretchen nähte hinter verschlossener Thür, kurz das ganze patriarchalische Verhältnis war gestört und blieb's.

Anfangs hatte ich an eine Versöhnung der beiden Hitzköpfe geglaubt, obwohl ich selbst noch am gleichen Abend die Auslieferung der Kassenbestände vermittelt hatte, die stets einem Bruch gleichkam. Allein so, wie ich die Rosalie in den nächsten Tagen herumgehen sah, gab ich bald alle Hoffnung auf und behielt nur ein leises Bangen, sie möchte dem treulosen, undankbaren Verehrer noch einen schlimmen Streich spielen. Offenbar war sie bis ins Herz beleidigt; ich hatte sie bisher wohl als eine jähzornige Person gekannt, nun aber sah ich etwas wie Haß und Rachsucht aus ihren Augen leuchten. Eine gute Seite aber hatte der Vorfall auch für mich. Die rote Tasche, dacht' ich, gegen die ich ein abergläubisches Mißtrauen hegte, wird nun wenigstens kein weiteres Unglück mehr stiften. Doch darin sollt' ich mich täuschen.

Zwei Tage später kam Schmettau sehr erregt in meine Wohnung.

„Du, du mußt mir einen Freundschaftsdienst leisten," hub er an, „einen großen, von dem viel abhängt."

„Gern," erwiderte ich, „wenn's in meiner Macht steht."

„Du mußt mit der Rosalie reden. Die Tasche war noch nicht völlig ausgepackt, da sie mein Diener zurückgab; ich vermisse einige Gegenstände. Seit vorgestern durchsuch'

ich alle Kasten und Schubfächer danach, ich kann sie nicht finden, sie können nur in der Tasche zurückgeblieben sein."

„Aber Unglücklicher!" rief ich, „was für Gegenstände sind es denn? Solche die — — —"

„Kleinigkeiten," unterbrach er mich, „ein Handschuh, ein Bild, aber es liegt mir daran."

„Kleinigkeiten, an denen deine Ehre, vielleicht dein Leben hängt?!"

Er gab keine Antwort darauf, aber er ließ den Kopf hängen und ich merkt's an seinem Händedruck, an dem flehenden Ton seiner Stimme, daß ich mich nicht getäuscht. Es mußte eine ernste Sache sein, die selbst der leichtsinnige Schmettau nicht auf die leichte Achsel nehmen konnte.

„Thu' mir den Dienst," bat er, „wenn du je mein Freund warst, aber schnell, jetzt gleich. Sprich mit der Rosalie, überrede sie, bitte sie, zwinge sie, entreiß' ihr mein Eigentum mit Gewalt."

„Ja," sagt' ich, „wär's denn nicht besser, du gingest selbst hin und erprobtest deine oft bewährte Beredsamkeit an ihrem spröden Herzen? Eine kleine Satisfaktion bist du ihr so wie so schuldig."

„Ich kann nicht," protestierte er mit einem Ton und einer Miene, die mir zeigten, daß er sie nie ernstlich gern gehabt, „ich kann sie nicht sehen, geschweige denn mit ihr sprechen, auch bin ich jetzt viel zu erregt. Ich bitte dich, geh du."

„Nun denn," schloß ich, „ich will mein möglichstes thun."

Er drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, und ich lief sogleich in den Kronprinzen.

Es war noch früh am Tag und ich mußte Fräulein Rosalie, die stets spät zu Bette kam, von der Toilette rufen lassen. Darüber verstimmt, erschien sie in einem Aufzug, der ihrer Schönheit nicht eben zum Vorteil gereichte.

„Sehen Sie selbst nach," rief sie, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, und warf die leere Tasche auf den Tisch. Ich durchsuchte sie bis in die geheimsten Falten, nichts war darin, als wieder etwas Liebesheu, aber ein Parfüm drang mir in die Nase, das mir seltsam bekannt vorkam. Ein ganz ungewöhnlicher Geruch, Heliotrop mit irgend einer Mischung. Wo mocht' ich nur dergleichen in den letzten Tagen gerochen haben? Am Bahnhof? — Ja da war's, als wir die Kommandeuse verabschiedeten, und wieder fiel mir der starre Blick unseres Obersten ein. Unsinn! —

Rosalie sah meinen vergeblichen Bemühungen mit höhnischem Blick zu.

„Und Sie wissen wirklich nicht, daß etwas in der Tasche zurückgeblieben wäre? Könnte es nicht einer der Dienstboten an sich genommen haben?" fragte ich sie.

„Fragen Sie die Dienstboten, ich pflege mich nicht mit fremdem Eigentum zu bereichern. Uebrigens ist die Tasche unberührt, so wie sie zurückkam, wie ich selbst sie der Ordonnanz aus der Hand genommen."

„Es liegt Herrn von Schmettau sehr, sehr viel daran," bemerkte ich noch, indem ich sie fest ansah und meinem Blick einen richterlichen Ausdruck zu geben suchte.

Sie hielt ihm triumphierend Stand und ich sah wohl ein, daß ich nichts bei ihr ausrichten würde, selbst wenn sie sich schuldig fühlte.

„Wenn Herr von Schmettau," erwiderte sie spitz, „Geheimnisse hat, an deren Bewahrung ihm so sehr viel liegt, so sollt' er sie, mein' ich, nicht in fremde Taschen stecken. Und nun ist mein Verhör ja wohl zu Ende. Guten Morgen, Herr Lieutenant!" Damit entschwebte sie stolz nach den inneren Räumen.

Ich fragte noch die Kellner und Dienstboten aus, alles vergebens. Nochmals durchsucht' ich die verfluchte Tasche,

umsonst. Wenn die Rosalie im Besitz der verräterischen Gegenstände war, so war Schmettau verloren, die feste Ueberzeugung nahm ich mit und machte ihm auch kein Geheimnis daraus. Er begann eine neue Haussuchung.

Wir hatten an dem Abend gerade das letzte Musikkränzchen bei Sanitätsrats. Fast alle hatten auf Schmettaus Besuch gehofft und da ich allein kam, grüßten mich einigermaßen enttäuschte Gesichter. Das meinige selbst hatte die Sorge um des Freundes Geschick nicht freudiger gemacht. Unwillkürlich machte sich jeder seine eigenen Gedanken, die er für sich behielt. Große Komödianten waren wir alle nicht und so schwebte ein zerstreuter, unbehaglicher Zug über der Unterhaltung. Auch die Instrumente wollten nicht recht zusammenstimmen, jeden Augenblick vergriff sich eines der Mitwirkenden und der letzte Abend schloß mit einer allgemeinen Disharmonie.

Wie ich am anderen Morgen in die Kaserne komme, hör' ich von den Kameraden: „Der Schmettau ist zum Oberst berufen worden."

„Da haben wir's!" rief ich unwillkürlich, denn daß ein Unglück in der Luft schwebte, fühlte ich bestimmt. Die ganze Nacht hatt' ich von nichts anderem geträumt.

„Aufs Regimentsbüreau?" fragte ich.

„Nein, in die Wohnung," hieß es.

„Nun," zwang ich mich möglichst gleichgültig hinzuwerfen, „dann wird's ja wohl nicht gefährlich sein." Allein die anderen glaubten mir das so wenig wie ich selbst.

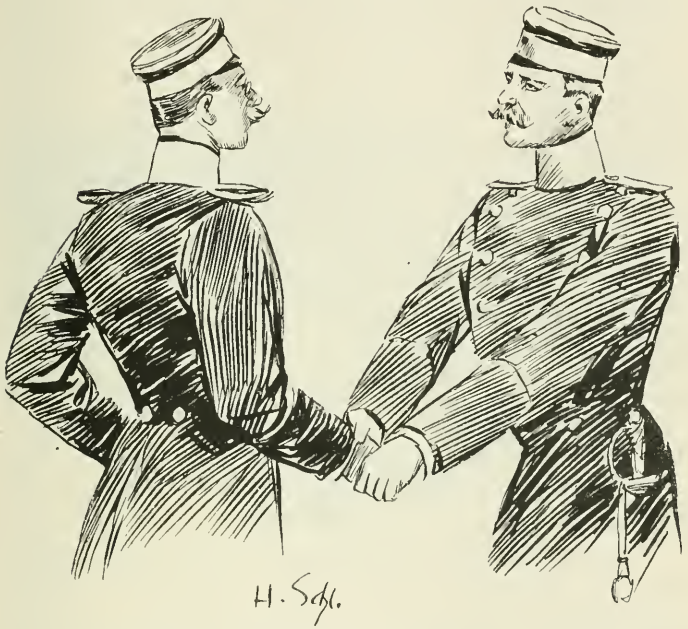
Ueber eine Stunde hatte Schmettau beim Obersten verbracht, dann hatte er sich nach Haus begeben. Er kam nicht zu Tisch, sondern ließ sich das Essen durch seinen Diener holen.

Gleich nach der Mahlzeit eilt' ich zu ihm. Ich fand ihn am Schreibtisch sitzen, der Ofen qualmte von verbrannten Papieren.

„Wieder einmal Stubenarrest?“ fragt' ich auf der Schwelle.

„Nein, komm nur. Wie könnt' ich dich sonst empfangen?“

„Aber warum warst du nicht bei Tisch?



„Ich habe eine Menge Korrespondenzen zu besorgen, ein Geschäft, das ich in letzter Zeit sträflich vernachlässigt habe. Nun soll's in einem Zug erledigt werden.“

„Und was hast du mit dem Obersten gehabt?“

„Nichts, eine Privatangelegenheit. Sei unbesorgt, es ist alles in bester Ordnung, auch die vermißten Gegenstände haben sich gefunden. Wir haben der Rosalie Unrecht gethan. Willst du eine Tasse Kaffee mit mir trinken?“

„Wenn ich dich nicht störe.“

„Nicht im geringsten. Was fällt dir ein, lieber Freund?“

Er zündete sofort die Spiritusflamme an und goß, als das Getränk bereitet war, die Tassen voll. Wir rauchten eine Zigarre und unterhielten uns über alles mögliche. Auch nach Sanitätsrats erkundigte er sich, bedauerte sein gestriges Wegbleiben und trug mir Grüße und Entschuldigungen auf.

Er war etwas bleich, aber sonst wie umgewandelt, wieder ganz der alte, liebenswürdige Kamerad von einst, ehe die Weibermanie über ihn gekommen war. Der nervöse, überreizte Zug war aus seinem Wesen gewichen; was uns in der letzten Zeit gegenseitig entfremdet hatte, schien ausgeglichen, vergessen. Der Ton seiner Stimme schien ungemein herzlich, er schien beruhigt und ich wurd's auch.

Es schlug drei Uhr, ich mußte in den Dienst.

„Hast du denn keinen Dienst heute nachmittag?" fragte ich ihn, den Degen anschnallend.

„Ich hab' mir Urlaub genommen für heute eben wegen der Geschäfte," erwiderte er.

„Und sieht man dich den Abend?"

„Schwerlich. Leb' wohl, lieber Freund." Und er drückte mir die Hand so fest wie neulich.

So wird sich's wohl bei der geheimen Unterredung um ein Schuldenarrangement gehandelt haben, dacht' ich mir, während ich zur Kompanie ging, und das scheint sich allem nach ohne Schwierigkeit zu vollziehen. Es war mir wirklich viel leichter ums Herz, und ich schämte mich heimlich meines Schwarzsehens.

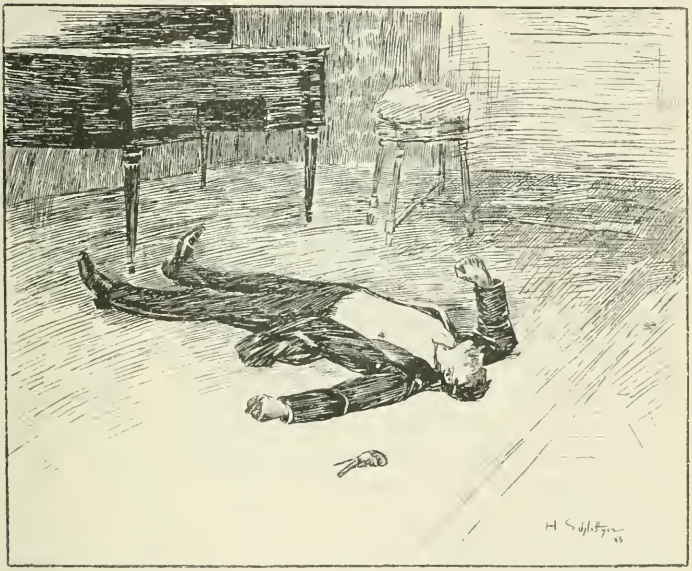
O, welch ein Thor war ich!

Am gleichen Abend ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: der Schmettau hat sich erschossen.

Und so war's auch, ich bewahre heute noch den Revolver, mit dem er's gethan. Fünf Kugeln stecken noch in der Trommel, die sechste ging ihm mitten durchs Herz, vor seinem Schreibtisch, just nachdem der letzte Brief versiegelt und die Korrespondenz erledigt war.

Unter den Briefen, die noch dalagen, war auch einer an unsern Obersten adressiert. Darin gab er seine zerrüttete Vermögenslage als Grund seines Selbstmordes an, wie uns offiziell mitgeteilt wurde.

Trotzdem, daß der Grund hinreichend war, gingen doch die unheimlichsten Gerüchte in der Stadt um. Man sprach,



wie immer in solchen Fällen, von einem amerikanischen Duell, brachte die Person des Obersten und die seiner Gattin in gehässigster Weise mit ins Spiel, auch die Rosalie und die rote Tasche. Gott weiß, wie die Leute von der Geschichte erfahren hatten, aber so etwas spricht sich rasch weiter.

Was daran richtig war, weiß ich nicht. Wir mußten uns an die offizielle Mitteilung unseres Vorgesetzten halten.

Nur dem Obersten verleidete das Geschwätz bald seine

Stellung, er ließ sich versetzen und kurz darauf pensionieren. Auch seine Frau kehrte nicht mehr in unsere Garnison zurück, ich hab' nie wieder von ihr gehört. Und jetzt ist auch über Schmettau und die Geschichte lang Gras gewachsen.

Damals wurde er allgemein betrauert, sein Los hatte alle versöhnt, auch im Kronprinzen beklagte man ihn aufrichtig. Aber unser gemütlicher Verkehr dort blieb gestört. Das alte Verhältnis ließ sich nicht mehr herstellen und dadurch tauchte zum erstenmal der Gedanke, ein Kasino zu gründen, in uns auf, der freilich erst viele Jahre später und durch die Zeitläufe begünstigt zur Ausführung kam.

Aber noch andere Folgen hatte Schmettaus Tod. Die gehen mich freilich nur persönlich an, doch da wir einmal dran sind, will ich euch die Geschichte auch bis zum Schluß erzählen.

Wie ich an jenem Abend zu Sanitätsrats stürze, kommt mir Fräulein Frieda schon im Gang todbleich entgegen mit der Frage: „Ist's denn wahr?"

Was sollt' ich ihr sagen? Ich nickte nur stumm mit dem Kopf und faßte ihre Hand gerade noch rechtzeitig, um sie, die mit einem Schrei in Ohnmacht fällt, vor dem Sturz auf die Steinfliesen zu bewahren. Die Eltern eilten herbei, wir brachten die Ohnmächtige auf ihr Zimmer, wo sie auch bald wieder zur Besinnung kam. Aber von Stund an war sie krank, schwerkrank und sie ist auch im nächsten Frühjahr in einem Kurort hoch in den Alpen droben gestorben, an der Schwindsucht, wie die Aerzte sagten. Ich glaub's nicht. Wenn eine an gebrochenem Herzen gestorben ist, so war sie's.

Damals aber glaubt' ich, die Krankheit sei zu kurieren, es gebe ein Mittel dagegen, nämlich die treue Liebe eines braven, ehrlichen Mannes, und ich bildete mir ein, der brave, ehrliche Mann sei ich selbst und es sei nach allem Vorgefallenen geradezu meine Pflicht, das Herzeleid, das dem armen Ding indirekt doch nur durch meine Schuld widerfahren,

gut zu machen und — — nun, ein paar Monate später hatt' ich auch richtig den schönsten Korb.

Es war kein verletzender Korb, ich lernte bei der Gelegenheit erst recht die ganze Seelengröße des stillen Mädchens kennen und schätzte sie darum nur um so höher. Der Familie gegenüber aber fühlt' ich mich meiner Schuld noch nicht quitt. Ein gestandener Mann war ich auch und des Junggesellenlebens aufrichtig satt. Da warb ich um die Emmy, deren munteres Naturell mir von Anfang an zugesagt hatte, und die sagte lachend: Ja.

Die Eltern gaben ihren Segen und drei Monate später war Hochzeit. Seht, so bin ich zu meiner Frau gekommen."

Der alte Hauptmann schwieg, die Pfeife war ihm wieder ausgegangen. Auch die anderen hielten sich still, nur der blasse Lieutenant schnarchte auf der Ofenbank.

Durch die Butzenscheiben aber drang ein verdächtiger Lichtschimmer, und als jetzt einer plötzlich „Ordonnanz, Sekt!" rief, und die Ordonnanz mit verschlafenem Gesicht die Thür aufriß, um zu melden, daß die letzte Flasche geleert sei, da sah man, daß es im Gang draußen schier heller Tag war. Ein Lärm von Trommeln und Trompeten ließ sich in der Ferne vernehmen.

„Donnerwetter!" rief der Hauptmann Horn, zur Bestätigung seines Verdachtes die Uhr ziehend, „schon Tagwache? Wahrhaftig! Na nun aber gute Nacht, meine Herren oder vielmehr guten Morgen. Diesmal hab' ich mich ordentlich verplaudert."

Damit stand er auf und ging unbekümmert um die verschiedenen Stimmen, die einen Knickebein oder eine Tasse Kaffee vorschlugen, da der Tag nun doch einmal angebrochen sei.

Schleunigst eilte er die Treppe hinunter und seiner Wohnung zu. Aber je näher er dieser kam, desto langsamer ward sein Schritt, desto nachdenklicher seine Haltung. War er mit seinen Gedanken noch in der alten Zeit, bereute er's, zu viel aus der Schule geschwatzt zu haben, oder quälte ihn die Besorgnis, ob ihn die muntere Emmy heute so lustig empfangen werde wie damals?

Der Geist des Herrn Obersten

anonendonner hatte die Luft, des Garnisonspastors ruhmreiche Gedächtnisrede die Herzen aller Zuhörer erschüttert, als man den alten Obersten von Blankenkorn begrub. Das Trompeterkorps hatte erst einen feierlichen Trauermarsch, sodann

einen Choral und schließlich beim Abzug einen flotten Walzer geblasen. Lorbeeren und Palmen deckten die Gruft.

Wer die Echtheit der vorhergegangenen Todesanzeige bei der mumienhaften Zähigkeit, mit welcher der Verstorbene seit schier undenklicher Zeit allen Witterungseinflüssen getrotzt, noch bezweifelt hatte, mußte nunmehr die Ueberzeugung gewonnen haben, daß des Obersten irdischer Teil aus der Reihe der Erscheinungsformen, und zwar in bester Form, geschieden sei. Er hatte stets sehr viel auf die Form gehalten, der Herr Oberst. Dem methaphysischen Ermessen der einzelnen blieb es nun überlassen, sich vorzustellen, was aus seinem innersten Wesen, dem Ding an sich, der causa movens, dem Willen zum Leben, oder, um uns etwas weniger gelehrt auszudrücken, aus seinem Geist geworden sei.

Darüber gingen die Ansichten auseinander. Frivole Spötter wollten von dessen Vorhandensein schon zu Lebzeiten des Verblichenen nichts bemerkt haben, und der Umzug, wenn ein solcher stattgefunden, konnte nach ihrer Meinung keinesfalls viel Umstände verursacht haben. Andere hielten den Geist des Obersten mit dem Stoff, daran er klebte, für zerstört; wieder andere von diesem befreit und zum Urquell alles Geistes zurückgekehrt. Zur Ehre der Garnison muß es aber gesagt werden, daß die große Majorität, wozu namentlich auch die von philosophischen Sentenzen noch nicht angesteckte bessere Gesellschaft gehörte, an der Hoffnung festhielt, es werde sich besagter Geist, mit einer neuen verklärten Hülle umkleidet, an den friedlichen, nur dem Paradezweck dienenden Exerzitien beflügelter Engelscharen beteiligen und hierbei jenes Ideal militärischer Strammheit, dem er hienieden so eifrig als vergeblich zugestrebt, endlich erfüllt sehen.

Man denke sich daher das allgemeine Erstaunen, da sich in der Garnison plötzlich das Gerücht verbreitete, der Geist

des Herrn Obersten fahre in dessen einstiger Dienstwohnung, mit der Paradeuniform seines früheren Regiments angethan, allnächtlich in einem Kinderwagen spazieren. Zwischen den

glaubwürdigen Köchinnen, welchen dieses Gerücht seine Entstehung verdankte, herrschte nur bezüglich der Bespannung eine Meinungsverschiedenheit, indem die eine ebenso hartnäckig auf einem Paar schwarzer Ziegenböcke, wie die andere auf zwei feuerfarbigen Raben bestand.

Anfangs schüttelten die Gebildeten ungläubig die Köpfe ob solchem Unsinn. Als jedoch der Oberstlieutenant von Hallern, der die Wohnung gleich nach des Obersten Tod bezogen hatte, selbst zugestand, er werde seit einiger Zeit allnächtens um die Geisterstunde durch ein Geräusch zu seinen Häupten belästigt, das er allerdings nur mit dem Rollen eines Kinderwagens vergleichen könne und dem er vergebens auf die Spur zu kommen gesucht habe, da beschäftigte man sich doch etwas eingehender mit dem Fall.

Was um Gotteswillen konnte der Herr Oberst im Leben verbrochen haben, das ihm eine so schwere Strafe nach dem Tode zuzog?

Lange Jahre hatte er das in der Garnison stehende Artillerieregiment befehligt, allein in dieser Zeit hatte kein Wölkchen den politischen Horizont getrübt, und beim ersten Auftauchen eines solchen war er seines Kommandos enthoben und einem höheren Stab zugeteilt worden, wo es ihm schlechterdings unmöglich war, jemand ein Leids zuzufügen. Eine Blutschuld konnte es also nicht sein, die sein Gewissen belastete.

Nach dem Krieg mit einem hohen Orden zur Disposition gestellt, hatte er es zum Verdruß seiner Nachfolger durchzusetzen gewußt, daß man ihn in der für seine Bedürfnisse schier zu großen Dienstwohnung beließ. Wohl zum Dank dafür fühlte er sich verpflichtet, dem Staate, welcher über seine Dienste nicht weiter disponierte, solche freiwillig zu leisten. Da es ihm jedoch an der nötigen Autorität hierzu nunmehr gebrach, so konnte dieses nur auf dem Wege der Privatkritik geschehen, die er an seinem einstigen Truppenteil auszuüben fortfuhr. Er hatte das Recht, die Regimentsuniform zu tragen, beibehalten und machte bis zu seinem Tode unausgesetzten Gebrauch davon. So sah man denn fast täglich die hagere, nur wenig gebeugte Gestalt des Greisen um Kaserne und Uebungsplatz herumlauern, zumal wenn sich irgend ein außergewöhnliches Ereignis, wie Parade oder Besichtigung dort vorbereitete.

Die Brust mit Orden besäet, den langen Hals in den steifen, kanonenrohrartigen Kragen gezwängt, auf welchem die Ohren wie leuchtende Geschützhenkel auffaßen, die Taille eng eingeschnürt, eine rotbraune Perücke auf dem Kopf, den kurzgeschnittenen Schnurrbart pechschwarz gefärbt und gewichst, zwei blutrote Flecken auf den Backenknochen und die Aeuglein dolchscharf an der Adlernase vorbeiblitzend, war er allen eine bekannte Erscheinung. Niemand fiel es ein, den alten Herrn in seinem harmlosen Vergnügen zu stören, und mochte die

Kritik, der er stets den Maßstab eines entschwundenen, nach seiner Ansicht goldenen Zeitalters unterlegte, noch so herb ausfallen, man nahm sie lächelnd an.

Das aber gerade verdroß den so lange ans Befehlen Gewöhnten ganz gewaltig, und er stand daher mit allen spä-

teren Kommandeurs seines Regiments, deren er verschiedene erlebte, auf gespanntem Fuß. Zumeist war dies aber mit dem jüngsten, dem Oberstlieutenant von Hallern, der Fall, einem Neuerer, der seine Karriere im Generalstab gemacht hatte und nach des Obersten Ansicht viel zu früh zu der verantwortungsvollen Stellung avanciert war. Sein Groll steigerte sich, da er unter der Hand erfuhr, daß der Oberstlieutenant, allerdings ohne Erfolg, Schritte gethan hatte, ihn aus der Dienstwohnung zu verdrängen.

Daß aber dieser Groll sich bis übers Grab fortpflanzen und den nächtlichen Spuk veranlassen sollte, war doch nicht wohl anzunehmen.

Der Oberst war zeitlebens Junggeselle geblieben, und das wurde ihm in Damenkreisen allerdings als ein Verbrechen angerechnet, allein selbst die strengsten Anhängerinnen der Vergeltungstheorie gingen in ihrem Eifer nicht so weit, zu glauben, es sei der Aermste deshalb verdammt, durch alle Ewigkeiten jede Nacht eine Stunde lang selbst in dem Wagen spazieren zu fahren, den er mit anderen zu befrachten versäumt hatte.

Und doch mußte das sonderbare Fahrzeug in irgend welcher Beziehung zu dem Verbrechen stehen. Einen Erwachsenen zu morden, hatte es dem Herrn Obersten, wie schon erwähnt, an jeder Gelegenheit gefehlt, aber — vielleicht — Wer weiß? — Schrecklicher Gedanke! —

Die alte Haushälterin zwar, welche den Greis bis an sein Ende verpflegt hatte, blieb durch Charakter und Erscheinung vor jedem Verdacht geschützt, allein man erinnerte sich plötzlich, daß der Verblichene ein großer Kinderfreund gewesen, ein Onkel, der die Taschen stets mit Bonbons und anderen Leckereien gefüllt trug, womit er die lieben Kleinen beschenkte; man entsann sich, daß er sich auf der Promenade in der schönen Jahreszeit vielfach bei Kinderwagen aufge-

halten und nicht nur mit deren unmündigen Insassen, sondern auch mit den Lenkerinnen freundliche Gespräche gepflogen habe.

Niemand hatte dabei an etwas Böses gedacht, aber nun, wenn die Rede darauf kam, blickten die Herren so seltsam lächelnd drein „und in den Schoß die Schönen".

Ja sogar eine alte Jugendliebe, die der Oberst einst für das Freifräulein Elvira von der Binse empfunden haben sollte, und deren sich kaum noch die ältesten Leute entsinnen konnten, wurde heimlich wieder ausgegraben und an den Sektionsbefund dieser Leiche eine Reihe dunkler Betrachtungen

geknüpft. Das Freifräulein von der Binse lebte in hohem Alter als freies Fräulein in der Stadt. Zur Stiftsdame avanciert, widmete sie ihre ganze Thätigkeit frommen,

der Kinderpflege geweihten Anstalten, und zwischen ihr und dem Obersten hatte stets ein freundliches Verhältnis fortbestanden.

Das alles, was früher niemand aufgefallen war, gab nun allen zu denken. Kurz, der gute Ruf, dessen sich der

Oberst von Blankenkorn bei einer in diesem Punkt nicht eben toleranten Gesellschaft zeitlebens erfreut hatte, geriet schon wenige Monate nach seinem Tod ins Schwanken, und das Wort, das Solon einst an den Krösus gerichtet haben soll, bestätigte sich an ihm aufs neue.

Oberstlieutenant von Hallern hatte als ein aufgeklärter Mann alles nur mögliche gethan, den Spuk, welcher die zur Zeit besonders empfindlich gestimmten Nerven seiner jungen Gemahlin in bedenklicher Weise angriff, auf eine natürliche Ursache zurückzuführen und zu beseitigen. Er war selbst mitten in der Nacht in voller Kriegsrüstung in den oberen Raum des Hauses, der mit Ausnahme einiger Dienstbotenkammern als Speicher diente, hinaufgestiegen, und die besorgte Gattin hatte ihm den gleichfalls bis an die Zähne bewaffneten Diener nachgeschickt. Allein jedes Geräusch verstummte bei ihrem Erscheinen. Mochte der totenbleiche Diener noch so scharf in alle Winkel hineinleuchten und der Herr mit dem blanken Schwert noch so tödliche Stöße nach allen Richtungen führen, nichts rührte sich, und erst, nachdem die beiden zurückgekehrt waren, setzte sich der geheimnisvolle Kinderwagen langsam wieder in Gang. Die Dienstboten mußten, da sie anderenfalls mit Kündigung drohten, ausquartiert werden, und damit fiel auch der Verdacht weg, es möchte ein ungewöhnliches Schnarchen oder gar ein ganz gewöhnliches Liebesabenteuer die Ursache des sonderbaren Geräusches sein. Sodann ließ der neue Mieter auch das alte Gerümpel, das seit Urzeiten den Raum füllte, entfernen, Eier legen, Fallen stellen, alles vergebens. Endlich, da ihm bekannt, wie es neben der Kriegskunst namentlich die Akustik ist, welche durch immer neue, überraschende und meist unergründliche Effekte den Gelehrten verblüfft, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Nachbarschaft. — Das Haus, ein ehemals zum fürstlichen Schloß gehöriges Kavaliergebäude,

hatte nur die eine Wohnung. In einer Art Gartenpavillon zur Linken hatten zwei jugendliche Lieutenants ihr Quartier aufgeschlagen, von denen bekannt war, daß sie die Geisterstunde mit Vorliebe zu ihrer nicht ganz geräuschlosen Heimkehr benutzten; rechts wohnte ein Bäcker, der sich in seinen Mußestunden mit Schweinezucht beschäftigte; ein Kinderwagen war weder rechts noch links.

Die beiden Lieutenants erklärten sich, um ihrem Vorgesetzten gefällig zu sein, ohne Umstände bereit, ihre Heimkehr auf eine spätere Stunde zu verlegen; etwas mehr Mühe kostete es, den Bäcker zur Verlegung seiner Backstube und dessen borstige Zöglinge zur Räumung ihres Stalles zu bewegen. Diese sämtlichen Opfer jedoch vermochten nicht, den Geist zu erlösen.

Der Wagen rollte jegliche Nacht, und bereits begleitete der Volksmund sein Rollen mit Kettengerassel, Seufzen und Stöhnen. Ja selbst die früheren Spötter unterstützten jetzt das Gerücht, daß ein Geist in dem alten Haus spuke, und eben in dem Umstand, daß man nichts, aber auch gar nichts zu entdecken vermocht habe, fanden sie den Beweis, daß es der Geist des Obersten von Blankenkorn sein müsse.

Schon dachte der Oberstlieutenant von Hallern mit Rücksicht auf die Nerven seiner Frau daran, die schöne Wohnung, nach der er jahrelang vergebens geschmachtet, in der sich sein Vorgänger so fest eingenistet hatte, daß er selbst durch den Tod nicht daraus zu vertreiben war, freiwillig zu räumen, als zunächst gegen Ende des Winters die Verpflichtung an ihn herantrat, der Gesellschaft, an deren Vergnügungen er teilgenommen, nun auch seinerseits ein Fest zu geben.

Er hatte zwar gerechte Zweifel, ob unter besagten Umständen, von seinen direkten Untergebenen abgesehen, überhaupt jemand die Einladung in das Gespensterhaus annehmen würde, aber doch versandte er der Sitte gemäß die be-

kannten Karten: „Herr und Frau Oberstlieutenant von Hallern geben sich die Ehre, ꝛc. ꝛc.“

Gegen Erwarten trafen nur Zusagen ein, und die Hausfrau sah sich zu ihrem Schreck nachträglich veranlaßt, den Kreis ihrer Bestellungen wesentlich zu erweitern. Die Neugierde erwies sich allseits stärker als die Furcht. Nicht eine der besseren Familien wollte fern bleiben. Ein Skelett hatten wohl die meisten im eigenen Haus, aber einen Geist, einen wirklichen Geist in großer Gesellschaft zu hören, vielleicht gar zu sehen, diese seltene Gelegenheit wollten sich besonders die Damen nicht entgehen lassen. Der kluge Oberstlieutenant, welcher diesen Beweggrund wohl erriet, beeilte sich daher auch, den stofflichen Teil des Festprogramms zu gunsten des spiritistischen entsprechend einzuschränken.

Er requirierte zu diesem Zweck alle verfügbaren Stallaternen seines Regiments, ließ sie durch einen farbigen Anstrich in magische Zauberlaternen umwandeln und beschloß, mit dem Schlag der Geisterstunde die Gesellschaft zu einem Rundgang durch das spukbehaftete Gebiet einzuladen. Diese Nummer war jedenfalls neu und pikant genug, — so dachte er — wer weiß, ob eine solche Prozession nicht mehr als alles bisher Geschehene geeignet ist, den unsichtbaren Ruhestörer, wenn es denn ja doch ein Geist sein sollte, ein für allemal auszutreiben!

So füllten sich denn am bestimmten Abend die weiten Räume des alten Hauses, welches von seiner einstigen Glanzperiode noch manches Unheimliche, wie hohe, düstere Korridors, geheime Tapetenthüren, grinsende Gesichtsmasken in Stuckrelief und verwischte Spuren grotesker Deckengemälde bewahrt hatte, rasch mit einer glänzenden, weit mehr, als bei solcher Gelegenheit sonst üblich, erregten Gesellschaft. Die Männer, meist tapfere Krieger, verbargen zwar hinter feierlichen Mienen jene nervöse Unruhe, welche vor Beginn einer Schlacht

auch den Tapfersten befällt; die weniger starken Damen aber brachten großenteils unter ihren strahlenden Toiletten die Gänshaut schon mit.

Der erste Teil des Festes verlief, wie er zu verlaufen pflegt, mit dem Unterschied, daß die Unterhaltung, für die

es ja heute auch dem Blödesten nicht an Stoff gebracht, schneller in Fluß kam, aber auch im Hinblick auf das zu erwartende geheimnisvolle Ereignis einen tieferen, ernsteren Charakter trug, als man sonst von einem Ballgespräch beansprucht. Gespenstergeschichten, dunkle Erlebnisse, Erörterungen über die Unsterblichkeit der Seele und deren Aufenthalt nach dem Tode drängten die sonst beliebten Witterungsbetrachtungen völlig in den Hintergrund. Ein leichtes Gruseln, das sie nicht los wurden, machte die Schönen weicher gestimmt, und auch die Sprödesten schmiegten sich beim Tanz etwas fester, als die strenge Etikette gestattete, an die Brust ihrer Ritter.

Thee, Konfekt und bestrichene Brötchen eröffneten als leichteres Geschütz den Kampf, um 11 Uhr begann die Schlacht ums Büffett, welches, nachdem es von dem regelrechten Angriff der alten Garde schon bedenklich erschüttert war, von der Jugend im Sturm genommen wurde. Die Sieger hatten sich mit ihrer Beute um verschiedene kleine, mit Wein- und Bierflaschen besetzte Tische gruppiert, die Bestecke klirrten, die Wangen der Damen belebten sich, kühner floß die Rede von den Lippen der Herren; ein paar der allerkühnsten riskierten sogar einen Witz, den hier und dort ein schüchternes Lachen belohnte — da plötzlich verkündeten draußen die dumpfen Schläge der Turmuhr, darein sich die hellere Stimme verschiedener Pendulen mischte, die zwölfte Stunde.

Mitternacht! — Jeder Laut erstarb, die Gesichter entfärbten sich, tiefer Ernst folgte dem kurzen Anlauf zur Heiterkeit, und schreckensbleich erhob sich die ganze Gesellschaft von den Sitzen. Die Szene glich auf ein Haar der im zweiten Akt von Lucrezia Borgia, und statt des dumpfen Trauerchores, der sich dort im Hintergrund der Bühne vernehmen läßt, vernahm man hier deutlich über der Saaldecke das unheimliche Rollen des Kinderwagens. Kein Zweifel, so

konnte nur ein Kinderwagen rollen. — Gleichzeitig aber öffneten sich, wie dort, auf ein Zeichen des sinnigen Hauswirts die Flügelthüren des Saals, und herein schritten langsam und feierlich zwölf schwarz vermummte Gestalten mit den schon erwähnten Laternen in der Hand, die sie mit stummem Gruß an die Gäste verteilten.

Entsetzen sträubte jedes Haar, das noch in irgend welcher Verbindung mit der darunter befindlichen Kopfhaut stand, verschiedene Damen fühlten sich einer Ohnmacht nahe, die meisten bereuten jetzt plötzlich ihre sträfliche Neugierde und zogen es vor, in Gesellschaft der Hausfrau unten im Saal das Resultat der Beschwörung abzuwarten.

Langsam ordnete sich der Zug derjenigen, welche frei von Geisterfurcht, mit jenem Mut, den die völlige Unkenntnis der Gefahr auch dem Schwächsten verleiht, dem Abenteuer entgegenschritten. Auch das Freifräulein Elvira von der Binse befand sich unter ihnen. Wollte sie durch solche mutige That dem umlaufenden Gerücht, von dem sie vielleicht vernommen hatte, Trotz bieten?

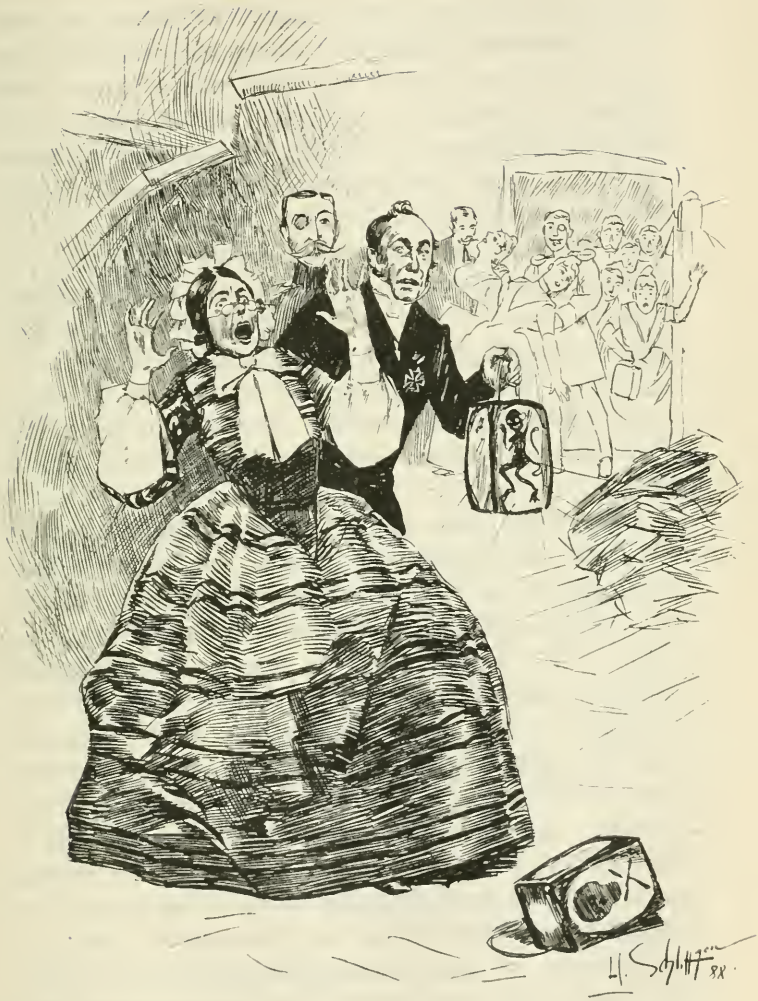
Voran schritten der Oberstlieutenant von Hallern und der Garnisonspastor, mit der rechten Faust krampfhaft ein vergriffenes Büchlein umklammernd, das er vorsichtshalber in die Tasche gesteckt hatte; hinter diesen, nach Rang und Dienstalter geordnet, die übrigen Damen und Herren. So stieg man die steile Wendeltreppe zu den oberen Räumen des Hauses empor. — In dem großen Bodenraume, dem das Dachgebälk zur Decke diente, befand sich nur noch ein Vorrat geschichteten Brennholzes und ein großer Kohlenhaufen, den der neue Mieter von seinem Vorgänger übernommen hatte und der sich schauerlich genug hier ausnahm. Drei mächtige Kaminröhren durchbrachen wie finstere Riesen das kuppelförmige Dach. Kein Geräusch, als etwa das Brausen des Nachtwindes um die altmodischen Dachrinnen,

unterbrach die herrschende Stille, als die vordersten eintraten. Wie nun aber die anderen teils ängstlich, teils neugierig nachdrängten, versetzte das schlürfende Hingleiten so vieler Füße und Füßchen über den morschen Bretterboden und die plötzliche gespenstische Beleuchtung des weiten Raumes das Fräulein Elvira von der Binse, welches Alter und Rang in die vorderste Reihe gestellt hatten, in eine solche Gemütsbewegung, daß sie, wenn nicht den verstorbenen Obersten, ihren einstigen Kotillontänzer und späteren Freund selbst, so doch jedenfalls etwas höchst Ungewöhnliches zu sehen glaubte. Kurz, die edle Stiftsdame wankte, stieß einen markdurchdringenden Schrei aus und stützte sich mit ihrem ganzen respektablen Gewicht — ach sie war längst keine Binse mehr! — auf den linken Arm ihres Nachbars, des Garnisonspastors.

Dieser, der sein Beschwörungsbuch um keinen Preis loslassen wollte, fühlte sich der einseitigen Last nicht gewachsen und ließ, dem Gesetz der Schwere, wenn auch ungern, gehorchend, die stattliche Exzellenz, in Ermangelung einer anderen Sitzgelegenheit, langsam, aber bestimmt auf den Kohlenhaufen niedergleiten, welcher dadurch bedenklich ins Rollen geriet.

Bei diesem Geräusch aber, dessen Ursache nicht allgemein richtig erkannt wurde, entstand eine solche Panik, daß sämtliche bei der Prozession beteiligten Damen laut aufkreischend die Flucht ergriffen und nicht wenige der Herren — aus Artigkeit natürlich — ihrem Beispiel folgten. Ueber den Versuch der Zurückbleibenden, Ruhe und Ordnung in dem Gewirr zu schaffen und die ohnmächtige Stiftsdame aus ihrer mißlichen Lage zu befreien, stürzte auch noch die Holzschicht in Trümmer.

Nun denke man sich den Schreck der unten im Saal Verbliebenen, als sie über sich das doppelte Geräusch vernahmen, in welches sich bald zu einem wirksamen Trio auch


H. Schlitt 88

noch das Geklirr der auf der engen Wendeltreppe zerbrochenen Stalllaternen mengte, und als nun die eben noch so schön geordnete Prozession in wildem Haufen atemlos zur Thür hereinstürzte, wo es die Mehrzahl der Damen dem Beispiel des Freifräuleins nachthat. Die Verwirrung war hier unten nicht kleiner, als sie oben gewesen; Mütter suchten nach ihren Kindern, Gattinnen nach dem Gatten, die Diener sprangen nach Wasser und stärkenden Essenzen. Zum Schluß wankte am Arm des Garnisonspastors und des Oberstlieutenants die Stiftsdame in den Saal, auf deren hochroter Atlasrobe die Vision nur zu reale Spuren hinterlassen hatte, welche sie glücklicherweise vorerst nicht selbst zu sehen in der Lage war. Noch immer sprachlos ließ sie sich in einem Fauteuil nieder und beantwortete die von allen Seiten auf sie einstürmenden Fragen nur mit den gräßlichsten Pantomimen.

Bis wieder einige Ruhe in der Gesellschaft eingekehrt war, ging die Geisterstunde vorüber, und niemand hatte darauf geachtet, ob der Kinderwagen oben weiterrollte oder nicht. Nach einer Tasse schwarzen Kaffees, denn mehr gestattete die überstandene Erregung auch den stärksten Mägen nicht in sich aufzunehmen, trennten sich die Gäste. Obwohl die Ballkleider mehr als sonst gelitten hatten und die Nerven der Damen noch längere Zeit nachzuckten, war doch nur eine Stimme darüber, daß die Gesellschaft bei Hallerns die interessanteste des ganzen Winters gewesen sei; ein Erfolg, dessen sich der Geist des Herrn Obersten von Blankenkorn, dem dies doch allein zuzuschreiben war, in der langen Zeit seiner Erdenwallfahrt niemals zu rühmen gehabt hatte.

Und auch im Haus des Gastgebers herrschte große Befriedigung, da Frau von Hallern die Bemerkung machte, daß seit Menschengedanken nie so wenig bei einer Gesellschaft verzehrt worden sei. Ja, der Herr Oberstlieutenant hatte nicht

umsonst beim Generalstab gedient. Die Ueberreste reichten noch reichlich zu einem kalten Frühstück aus, das er am anderen Morgen den Offizieren seines Regiments gab.

Aber, was mehr war, das fatale Geräusch, das die Nerven seiner Frau so unangenehm berührt hatte, war seit jener Nacht verstummt, er konnte sich in Ruhe seiner schönen Dienstwohnung erfreuen, der Kinderwagen rollte von Stund' an nicht mehr.

Gespenstergeschichten, sagt ein neuerer berühmter Kunstkritiker, verlieren an Reiz, wenn das Geheimnis, das über ihnen schwebt, gelüftet wird.

Es fehlte natürlich nicht an jenen Uebergescheiten, die alles auf natürlichem Weg zu erklären wissen und in dem Geist des Herrn Obersten nichts anderes als einen ganz gewöhnlichen Rattenkönig erkennen wollten, der unter besagtem Kohlenhaufen sein Nest gehabt, durch das Gewicht der edlen Stiftsdame aber jählings zermalmt und später durch den Oberstlieutenant beseitigt worden sei.

Uns will jedoch die übersinnliche Deutung besser gefallen, deren Wahrscheinlichkeit wir dem Leser ruhig anheimstellen.

Die Wintersaison in der Garnison, wo diese Geschichte spielt, war bis jetzt eine unfruchtbare gewesen, d. h. nicht ein einziges zarteres Band hatte sich während der verschiedenen Bällen und Soireen, die in ihr stattfanden, geknüpft.

Erst infolge der Gesellschaft bei Oberstlieutenant von Hallern — sei es nun, daß die darüber schwebende geheimnisvolle Stimmung die Herzen empfänglich gemacht, die letzten Skrupel besiegt, sei es, daß der herrschende Tumult manch zaghaftes Zungenband gelöst hatte — erst jetzt empfahlen sich nicht weniger als drei Paare auf einmal als Verlobte.

Wenn nun, wie wir allen Junggesellen zur Lehre ein-

mal voraussetzen wollen, das Verbrechen, welches der Oberst von Blankenkorn noch im Jenseits mit so schwerer Strafe zu büßen hatte, wirklich in seiner Eheloſigkeit hienieden bestand, was scheint natürlicher, als daß es durch solch edle That gesühnt, daß der Geist des Herrn Obersten dadurch erlöst war? — Es ist, wie gesagt, auch nur eine Vermutung, aber die zahlreichen Blumenkränze, welche in der nächsten Zeit auf dem Grab des Obersten von schöner Hand niedergelegt wurden, bewiesen, daß sie von vielen geteilt wurde.

Noch eine andere Deutung fügen wir für solche, welche an eine geheimnisvolle Vorherkündigung wichtiger Ereignisse im Familienleben glauben, zum Schluß hier bei.

Nach halber Jahresfrist nämlich ließ sich das fatale Geräusch im gleichen Haus wieder vernehmen. Aber niemand war besonders erstaunt darüber, alle bezeigten vielmehr die herzlichsten Glückwünsche, denn es war, wie sich bald herausstellte, ein gesunder Junge, der Erstgeborene des Herrn Oberstlieutenants von Hallern, der in dem Kinderwagen spazieren fuhr.

Seine tragische Heldin

Was mochte ihn nur heute so an das Schaufenster der Buchhandlung fesseln, den Lieutenant von Wolkenspahn? — Er war ein bißchen verrückt, ja. Die Kameraden hatten ihn im Verdacht, daß er ein Ideal im Herzen herumtrage und gelegentlich Verse darauf mache. Wer das eigentlich sei, dahinter waren sie noch nicht gekommen. Er wußte es selbst nicht, es war ein weibliches Ideal, aber es schwebte nur in sehr allgemeinen Umrissen vor seiner Phantasie, in Romanen hatte er es schon zu erkennen geglaubt, und er suchte es fortwährend in der Wirklichkeit, aber vergebens. Er mußte viel Spott drum erdulden, der arme Wolkenspahn.

Die frommen, erbaulichen Werke indessen, die unser Sortimenter, der, zugleich als eifriges Mitglied der orthodoxen Partei, Sitz und Stimme im Kirchenrat hatte, für

gewöhnlich ausstellte, konnten es doch unmöglich sein, die sein Interesse solchermaßen in Anspruch nahmen.

Nein, es war etwas ganz Außergewöhnliches und dieses Außergewöhnliche nur durch einen Schabernack, welchen der jüngste Kommis seinem Prinzipal gespielt hatte, zu erklären. Hinter besagtem Schaufenster waren nämlich die photographischen Porträts einer Schauspielertruppe ausgestellt, welche demnächst die kleine Garnisonstadt mit ihren Kunstleistungen zu beglücken dachte.

Obwohl solche sommerlichen Beglückungsversuche regelmäßig an der Teilnahmlosigkeit des gebildeten Publikums zu scheitern pflegten, wurden sie doch allsommerlich mit derselben Regelmäßigkeit und demselben Erfolg wiederholt. Das kam daher, daß die Stadt in bester Lage, dem Bahnhof gerade gegenüber, ein Theater besaß. Heißt das, die Stadt besaß es gerade nicht, sonst wäre es bei der herrschenden Strömung längst dem Erdboden gleich gemacht worden. Es war nur ein zu anderem Zweck unbrauchbar gewordener Holzschuppen, den sein Besitzer, ein heruntergekommener Zimmermeister, einmal aus Spekulation zu einem Tempel der Musen eingerichtet hatte, und nun mit atheistischer Hartgesottenheit nicht wieder abtrat. Denn obwohl an dem ganzen Gebäude kein Stein des Anstoßes war, hatte die fromme Gemeinde doch schon vergebens bedeutende Summen dafür geboten.

Dieser Thespisschuppen nun mit seinem auf hoher Stange ragenden Schild und der Lapidaraufschrift „Sommertheater" übte auf alle des Weges ziehenden Künstlervölker dieselbe Anziehungskraft, die ein an hohem Pfahl befestigtes Nisthäuschen auf Stare und andere Zugvögel ausübt. Sie fielen jedesmal drauf hinein und zogen nach kurzer Frist mit Hinterlassung der Garderobe und anderer wertloser Pfandstücke, oder auch ohne Abschied im Dunkel der Nacht

weiter, so daß ich sie vielleicht besser den Schnepfen verglichen hätte, welche sich in unserer Gegend auch nur sehr vorübergehend aufhielten. Mit ihnen hatten sie auch das gemein, daß hin und wieder ein weibliches Mitglied, des Wanderlebens satt und von der Stille des Orts angezogen, sich dauernd hier niederließ und die Zahl der Bewohner um eine, wenn nicht um einige Seelen vermehrte.

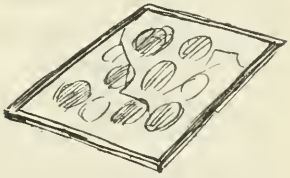
Im Schaufenster der Buchhandlung hingen sie nun also, die Mitglieder der neuesten Truppe, in den verwegensten Stellungen, die Männer mit genial zurückgestrichenem Haar, zusammengekniffenen, bartlosen Lippen, wild rollendem Blick oder auch, je nachdem es ihr Fach mit sich brachte, sanft schmachtend, blödsinnig lächelnd, die meisten im Kostüm, einige mit schweren Pelzmänteln bekleidet — die Damen durchweg mit übergroßen Sehorganen ausgerüstet, in ihrem Haarschmuck an ferne Indianerstämme gemahnend, fast durchweg lächelnd, durchweg dekolletiert, einige sogar in Trikots; und sie nahmen sich seltsam genug aus auf dem Hintergrund von Predigtbüchern, Traktätchen und anderen Jugendschriften.

Ein Glück, daß Lieutenant von Wolkenspahn, den sein Weg des Mittags dort vorbeiführte, einer der ersten war, die den Giftstoff entdeckten, ehe derselbe weitere Kreise anstecken konnte. Er war es bereits.

Unter den Bildern war ihm sofort ganz unmittelbar eins in die Augen gefallen, das die Unterschrift „Leonore Gimonelli" trug und, wie er sich auf dem beigehefteten Plakat überzeugte, die tragische Heldin der Truppe darstellte. Diese Dame mußte nach dem Verzeichnis der verschiedenen großen Bühnen, auf denen sie schon tragiert hatte, eine hervorragende Vertreterin ihres Faches sein, sie war überdies eine bemerkenswerte Schönheit. Abgebildet war sie im Stahlgewand der Jungfrau von Orleans, den Helm auf dem Kopf, den Schild in der Linken, in der Rechten das Schwert, womit sie dem edlen Lionel das seinige aus der Hand schlägt.

Und genau so wie dem englischen Feldherrn ging es auch unserem Freund Wolkenspahn, der für gewöhnlich nicht allzufest gepanzert war und zudem den Nachteil der Ueberraschung gegen sich hatte. Mit derselben sieghaften Geste,

mit demſelben begeiſterten Blick, in dem doch zugleich ſchon der erſte Strahl eines rein menſchlichen Gefühls aufleuchtete,



entwaffnete ſie auch ihn, zwang ſie auch ſein Herz in unlösliche Bande.

„Fort! Entfliehe!“ rief ihm die Gewaltige zu, die heimlich ſchon Liebende flüſterte: „Bleib!“ Und für ihn gab es kein Fliehen, keine Gewalt, der er weichen mußte. Er trat in den Laden und fragte nach dem Preis des Bildes.

„Weſſen Bild?“ fragte ihn ſanft der eben von ſeiner Morgenandacht kommende Buchhändler, indem er zunächſt eine Galerie berühmter Kirchenlehrer aus dem Fach zog.

„Das Bild der Dame draußen im Schaufenſter,“ wiederholte Wolkenſpahn ungeduldig, „Leonore Gimonelli.“

Der Buchhändler sah ihn verblüfft an, es war ihm keine Heilige dieses Namens bekannt.

„Nun die hier!“ rief Wolkenspahn, indem er selbst das innere Fenster der Auslage zurückschob und das Bild der Jungfrau von dem Gestell nahm.

Nun erst bemerkte der Prinzipal die frivolen Artikel, die er da auf Lager hielt. Dunkelrot vor Scham und Zorn rief er sofort den jüngsten Kommis, dem er seit lange nicht traute. „Wer hat das gethan? Woher stammt diese Ware?“

Der Kommis war nach einigen Ausreden geständig, daß er dem Wunsche des Uebersenders dieser Bilder, sie an ins Auge fallender Stelle auszuhängen, in Abwesenheit des Prinzipals ohne jede böse Absicht nachgekommen sei.

„Elender, Sie verlassen sofort mein Geschäft, keine Stunde länger beflecken Sie dieses christliche Haus mit Ihrer Gegenwart und hier, das können Sie mitnehmen.“

Damit riß er eigenhändig die profane Ware aus seinem Schaufenster, schmiß sie abgewendeten Blicks mit dem Schlagwort „Phornographie, infame Phornographie!“ dem Sünder vor die Füße und verließ den Laden, vermutlich, um durch ein inbrünstiges Gebet in seinem Kämmerlein dem Himmel die Sünde abzubitten.

Wolkenspahn, der stumme entrüstete Zeuge dieser Szene, aber erstand nun das Bildnis von dem bestürzten Kommis zu dem unglaublich billigen Preis von einer Mark.

Er trug es in seine Wohnung und reinigte es von jeder entweihenden Spur, welche die Hand jenes zelotischen Barbaren darauf zurückgelassen hatte, und tröstete sich mit dem Dichterwort:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.“

Nun konnte er nicht satt werden, es zu betrachten und immer mehr fiel ihm dabei die Aehnlichkeit mit jenem, zwar

etwas verschwommenen Bild seiner Träume auf, zu dem er das Original so lange vergebens gesucht. Ja, sie war es, sie war sein Ideal! Dieser Eindruck befestigte sich, indem er das Bild zu Haus allen nur denkbaren optischen Vergrößerungs- und Verkörperungsversuchen unterwarf. Aus allen ging Leonore Gimonelli nur herrlicher und strahlender hervor.

Kurzum, Lieutenant von Wolkenspahn war von dem Bild geradezu verzaubert. Gott Amor hat sich zu allen Zeiten auf die verschiedenste Weise in der Menschen Herzen zu schleichen gewußt, er ward nie müde, Ränke zu schmieden und Schleichwege zu finden, und darf es, will er seines Amtes mit Ehren walten, in unserer Zeit am allerwenigsten werden. Mit Pfeil und Bogen allein bringt er's bei dem Geschlecht nicht mehr fertig. Drum muß er sich eben auch, wie jeder andere, der Hilfsmittel unserer vorgeschrittenen Technik bedienen, als da sind Brief, Postkarte, Eisenbahn, Telegraph, Telephon 2c. Dazu gehört auch die Photographie. Wer weiß, ob er sich nicht selbst so einen kleinen Reiseapparat schon angeschafft hat?

Uebrigens: die Erweckung der Liebe und zwar der allerheftigsten Sorte durch den Anblick von Bildern im allgemeinen ist viel älteren Ursprungs, die meisten orientalischen Märchen erzählen davon.

Dabei brauchten es nicht einmal gemalte oder gemeißelte oder inkrustierte Bilder zu sein. Nur durch die Macht der Rede entworfene Bilder genügten, um Prinzen und Prinzessinnen, Helden und Sänger ins Blaue hinein, aller Mühsal spottend, entweder auf den Gipfel des Glücks oder in die tiefsten Abgründe des Verderbens zu führen.

Der berühmte Minnesänger Rudello z. B., den Uhland besingt, machte auf die bloße Kunde von Schiffern, Pilgern, Kreuzfahrern, also immerhin einer recht zweifelhaften Ge-

sellschaft hin, welche behauptet hatten, die Gräfin von Tripolis wäre die Krone aller Frauen, die sehr beschwerliche Reise von der Provence nach Tripolis, und das wohlgemerkt zu einer Zeit, wo es weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe gab. Sein Schiff, man kann sich denken, was für eins, verfehlte denn auch mehrmals den Kurs, hatte Stürme zu bestehen und kam mit starker Verspätung in Tripolis an. Der arme Sänger, von der Seekrankheit hart mitgenommen, war dem Tode nahe, als man ihn endlich ans Land brachte. Da erschien nun allerdings die schöne Gräfin mit großem Gefolg, aber wie sie ihm eben die Hand reichen will, sinkt er in die Arme seines Führers und ist tot. Was hatte er nun davon? Ein prächtiges Begräbnis, ein porphyrenes Grabmal und eine neue Prachtausgabe seiner Lieder. Ist das alles? Nein, ihr Thoren, denn er hatte das Urbild seiner Sehnsucht, wenn auch nur auf einen Augenblick, gesehen, und um den Preis hätte er, wenn's möglich gewesen wäre, die ganze lange Reise noch einmal gemacht.

Und von einer ähnlichen Leidenschaft war auch unser Freund Wolkenspahn befallen, er wäre auch dem Urbild seiner Sehnsucht am liebsten gleich entgegengereist und das hätte sich in einem Tag zu Land abmachen lassen, denn die Gesellschaft beglückte jetzt eine nicht sehr entlegene Kreisstadt mit ihren Kunstleistungen. Aber Wolkenspahn war eben kein Minnesänger oder wenigstens war er's nur so nebenbei, in der Hauptsache aber war er ein Lieutenant und als solcher konnte er beim besten Willen um diese Zeit auch nicht einmal für einen Tag Urlaub bekommen.

Uebrigens darf man solche Vorgänge nicht einfach vom Standpunkt der Mythe und der poetischen Lizenz aus behandeln. Wer sich einigermaßen mit den Schriften unserer neueren Mystiker vertraut gemacht hat, der wird darin, wie in so manchem anderen, was ihm vorher unerklärlich schien,

das Hereinragen eines Uebersinnlichen in unsere gewöhnliche Weltordnung erkennen, wie es die Alten längst erkannt hatten und wie es die Neuesten wieder zu allgemeiner Erkenntnis zu bringen streben.

Wolkenspahn hatte das sofort erkannt, und er war auch von Geburt an ein ungemein empfängliches Medium für solche übersinnlichen Einflüsse, mittels deren uns das Schicksal oft im Dunkeln den Weg zeigt, den wir zu wandeln haben.

Gezwungen, wie er war, sich vorerst mit dem zu begnügen, was er hatte, vertiefte er sich immer mehr in das geliebte Bild, das ihm nun nicht um Tausende und aber Tausende von Mark, daran er nebenbei keinen Ueberfluß litt, feil gewesen wäre. Er steigerte sich den Eindruck des Bildes in einsamen Stunden bis zur Vision, zur Halluzination, ja schier bis zur Materialisation.

Darüber versäumte er einigemal die Stunde des Dienstes und zog sich von seinem Eskadronschef ernste Verwarnungen zu. Allein er machte sich wenig daraus, wußte er doch, wofür er litt, wußte er doch, daß diese konzentrierte Sehnsucht auch auf die ferne Geliebte nicht ohne Wirkung bleiben konnte, daß auch ihr sein Bild längst, sei es träumend oder wachend, erschienen sein mußte, daß er mit ihr verbunden war eben durch jenes übersinnliche Band und daß er es bald noch inniger sein werde durch jenes irdische, von dem wir uns eben trotz aller höheren Erkenntnis bei Lebzeiten nie ganz losschälen können.

Indessen, wie sich die Dienstversäumnisse häuften, ließ sich der Regimentskommandeur den Herrn Lieutenant von Wolkenspahn kommen und erteilte ihm allen übersinnlichen Mächten zum Trotz einen eingetragenen Verweis, mit der Drohung, daß er ihn das nächste Mal in Arrest stecken werde.

Zweifellos wäre auch Wolkenspahn diesem Los nicht entgangen und er hätte es mit der Wonne eines Märtyrers

ertragen, wäre nicht ein anderes Ereignis dazwischen gekommen.

Die meisten Anhänger hatte die dramatische Kunst in unserer Garnisonstadt noch an den jüngeren Offizieren. Sie waren es, welche wenigstens die zwei vordersten Sitzreihen des Musentempels ausfüllten, während hinter ihnen die Leere gähnte. Sie waren es auch, welche den Applaus besorgten, die hinterlassenen Pfandobjekte auslösten, den scheidenden Künstlerinnen beim Abschied Blumensträuße überreichten und für das Los der etwa Zurückbleibenden in rührender Weise Sorge trugen.

Die Kunde von der bevorstehenden Ankunft der beliebten Sommergäste war natürlich sofort auch in diese Kreise gedrungen, die Plakate klebten an allen Ecken, der Bilder hatte sich ein armer Photograph, der sonst wenig verdiente, angenommen und sie in seinem Schaukasten ausgestellt. Aber auch der Schabernack, den jener Kommis seinem Prinzipal gespielt, war kein Geheimnis geblieben, so wenig wie der Ankauf des einen Bildes durch den Lieutenant von Wolkenspahn. Beides wurde viel belacht und besprochen, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte.

Wie nun Wolkenspahn nach einigen Tagen, während welcher er, um sich ganz jenem Bild widmen zu können, zu Hause gespeist hatte, wieder bei Tisch auf dem Kasino erschien, gab es eine Szene, die ihn in seinen heiligsten Gefühlen tief verletzen mußte, um so tiefer, als er an jenem Tage gerade durch einen Zufall das Tischpräsidium führte.

„Habt ihr sie gesehen, die ersten Schwalben? Eben sind zwei vorbeigeschwirrt. Donnerwetter und was für welche! Schon mehr Papageien. Hochrot mit dunkelgrünen und violetten Schwungfedern!“ fing einer an. Es war dies der Hauptschreier der Gesellschaft, dem Wolkenspahn ohnehin

nicht besonders grün war, der aber bei den anderen die erste Violine und leider ohne Sourdine spielte.

„Na, es sind meist noch die besten, die man vorausschickt," gab ihm ein anderer zurück. „Aber hast du die im Schaukasten gesehen drunten an der Ecke? Nette Gesellschaft das!"

Wolkenspahn, von dem Gespräch nicht eben aufs angenehmste berührt, blieb stumm. Es war ihm ein Trost, daß er wenigstens die eine, deren Bild er auf dem Herzen trug, vor ihrem Spott geborgen wußte. Aber lange sollte der Trost nicht vorhalten, denn sogleich mischte sich ein dritter drein.

„Und wie mag die erst sein, die man gar nicht auszustellen wagt, die Heroine! Es prangt nur ihr Name im Kasten, ein merkwürdiger Name."

„Du, wer weiß," warf ein vierter dazwischen, „ob das nicht gerade die einzige ist, von deren Reizen die gestrenge Obrigkeit für die Tugend dieser Stadt fürchtet, ob nicht deshalb die Ausstellung ihres Konterfeis verboten wurde."

„Oder," fiel hier der erste wieder ein, „ob uns nicht ein eifersüchtiger Liebhaber das Bild vor der Nase weggeschnappt hat. Ich hörte so was . . ."

Hier brach ein allgemeines Gelächter aus und aller Blicke richteten sich auf Wolkenspahn, der, obwohl nur noch mit Mühe, seine Fassung bewahrte.

„Na," hub der Schreier wieder an, „wir werden's ja sehen. Es gibt doch wieder einmal eine Abwechselung in dem langweiligen Nest; schon der Eifer der Frommen verlangt, daß wir uns der Sache annehmen. Drauf also! Opfern wir uns der Kunst, Kinder, und inzwischen verteilt euch mal die Mütter!"

„Verlosen! Ausknobeln!" riefen die anderen.

„Wozu denn? Können wir uns nicht friedlich verständigen? Sie, Kosewind, nehmen die Anstandsdame, die paßt für Sie. Sie ist Ihnen zwar, wenn das Bild nicht trügt, um eine halbe Kopflänge über, aber das schadet nicht, das gibt Ihnen den aufrechten Sitz, den der Kommandeur noch immer an Ihnen vermißt."

Homerisches Gelächter. Wolkenspahn saß wie auf Kohlen, als jener fortfuhr: „Die sentimentale Liebhaberin, das ist was für Freund Wolkenspahn. Schlank wie ein Span und duftig wie ein Wolke! Die kann er andichten."

Erneuter Ausbruch allgemeinster Heiterkeit. Aber auch diesem direkten Angriff gegenüber beherrschte sich Wolkenspahn noch. Er rückte nur mit dem Stuhl, räusperte sich, schnitt eine verächtliche Grimasse; dann faßte er nach seinem Bild und ward scheinbar wieder ruhig.

Der Sprecher oder Schreier vielmehr that, als ob er das alles nicht bemerkt hätte.

„Polken," fuhr er fort, „was halten Sie von der kleinen Soubrette? Nicht übel, was? Aber zerbrechlich. Fassen Sie nur vorsichtig an und schneiden Sie sich nicht an den Scherben. Die komische Alte, die geben wir dem dicken Kannewitz, er braucht so wie so eine Kur. Der Arzt hat ihm alles Fette verboten. Und die Heldenmutter! — Ah, eine Riesendame! — Ordonnanz, einen Kognak! — Na, Bügelow und Hageleben, wollt ihr's wagen miteinander? Für einen wär's ja doch wohl zu viel. Bleibt noch die Heroine, die große Unbekannte! Nun, hat keiner Lust? Sei's drum — va banque! — so nehm' ich sie. Einen schönen Namen hat sie doch wenigstens, Leonore Gimonelli. Es lebe Leonore Gimonelli!"

Nun brach ein förmlicher Tumult aus. Einige erhoben ihre Gläser und stimmten in den Ruf mit ein, andere beschwerten sich, daß sie leer ausgegangen, alles schrie und lachte durcheinander.

Aber auch Wolkenspahns Geduld war zu Ende, wütend schwang er die Präsidentenglocke. „Meine Herren," hub er, als die Ruhe einigermaßen hergestellt war, seine Wut immer noch bemeisternd, an, „meine Herren, ich muß Sie sämtlich in Strafe nehmen." — „Immerzu!" scholl es zurück. — „Ueberdies halte ich es doch eben nicht für sehr schicklich" — „Oho!" — „von Damen, gleichviel welchem Stand sie angehören mögen, öffentlich und vor den Ordonnanzen in dieser Weise zu sprechen, sie nicht nur dem frivolsten Spott, sondern auch gewissermaßen der öffentlichen Versteigerung auszusetzen, wie es der Herr Lieutenant von Woellner hier eben gethan. Ich wüßte auch nicht, was ihn dazu berechtigte. Glauben Sie mir, meine Herren, auch beim Theater gibt es Damen, die . . ."

Hier fiel ihm der Hauptschreier schon ins Wort: „Sie

werden uns doch nicht, weil Sie heute zufällig mal oben sitzen, gute Sitte lehren wollen. Wir erfreuen uns auf höheren Befehl allmonatlich eines Kirchenbesuchs und können daher Ihrer Moralpredigt entbehren. Hier sind wir unter uns, im Kasino."

„Gerade dieser Ort," rief Wolkenspahn, nun gleichfalls seine Stimme steigernd, „ist — ist . . .

„Ist keine Kinderstube," unterbrach ihn jener aufs neue, „und auch kein höheres Töchterpensionat. Dort und im Kaffeekranz mögen Sie mit Ihrem Vortrag Glück haben, hier nicht!"

„Es handelt sich für mich," schrie Wolkenspahn durch die Unterbrechung und die heimliche Unterstützung, die sein Gegner bei der Majorität fand, aufs äußerste gereizt, „nicht darum, ihren Beifall zu erhalten, sondern die Würde dieses Orts, ihren Ausschreitungen gegenüber zu wahren."

„Streber!" zischelten verschiedene Stimmen.

„Der Zweck dieses Orts ist heitere, ungezwungene Unterhaltung, Pflege der Kameradschaft und Vermeidung jeden Zwists, wie ihn Ihr Betragen hervorruft," brüllte Woellner, von der Mehrheit applaudiert.

Wolkenspahn konnte ihn an Stimmmitteln nicht mehr überbieten, er geriet ins Falsett, als er erwiderte: „Mein Betragen entzieht sich Ihrer Beurteilung. Gerade das Ihrige ist es, das hier ein böses Beispiel gibt. Es ist unanständig und eines Offiziers unwürdig, in der Weise, wie Sie's gethan, über Damen zu sprechen."

Kaum war das fatale Wort heraus, so entstand eine Totenstille. Woellner hatte mit dem höhnischen Ruf: „Damen — —?" und einer halblaut seinem Nachbar zugeflüsterten Bemerkung den Saal verlassen. Nach kurzem that Wolkenspahn, dem aller Appetit gründlich vergangen war, dasselbe. Der Nächstälteste notierte beide ruhig mit je fünfzig Pfennig Geldbuße ins Strafbuch.

Aber Wolkenspahn war noch nicht am Fuße der Treppe angelangt, als sich Woellners Nachbar zu ihm gesellte. Dieser forderte ihn auf, die beleidigende Aeußerung vor sämtlichen Zeugen zurückzunehmen, oder behufs weiterer Verhandlung selbst einen Zeugen zu bezeichnen. Wolkenspahn lehnte natürlich das erstere mit Entrüstung ab und bezeichnete einen ihm befreundeten Offizier.

Im Weitergehen sagte ihm zwar die Vernunft, daß sein Auftreten viel Aehnlichkeit mit dem des berühmten Ritters von La Mancha gehabt und daß er besser gethan hätte, den unliebsamen Streit zu vermeiden.

Wie er aber nach Haus kam und das Bild der geschmähten Geliebten aus der Brusttasche zog, geriet er bald wieder in Verzückung. Er fand, daß solche Dulcinea eines Kampfes auf Leben und Tod wohl wert sei, und war stolz, ihn ausfechten zu dürfen.

In diesem Augenblick erschien auch der Freund bei ihm. Er brachte einen letzten Sühnevorschlag, und als dieser abgelehnt war, eine Forderung auf Säbel.

Der Zweikampf sollte am nächsten Morgen im Fechtsaal der Offiziere des Regiments stattfinden. Hierauf entfernte sich der Freund wieder, um alles Nötige vorzubereiten.

Nun wollte es der Zufall, daß sich Wolkenspahn von Jugend an nur sehr wenig und in den letzten Jahren gar nicht mehr mit dieser Waffe geübt hatte, während sein Gegner, eben von einem längeren Kommando auf die Turn- vulgo Voranstalt zurückgekehrt, für einen der stärksten und besten Fechter der Garnison galt. Nachholen ließ sich in den paar Stunden nichts mehr. So verließ sich denn Wolkenspahn auf sein Glück und auf die Gerechtigkeit seiner Sache.

Beide ließen ihn jedoch am nächsten Morgen grausam im Stich, denn sein Gegner schälte ihm schon beim zweiten Gang ein kreisrundes, thalergroßes Stück aus der Schwarte

des Hinterkopfes. Dann reichte er dem stark Blutenden versöhnt die Bruderhand. Wolkenspahn wurde mit einer Anzahl Nadeln im Kopf und einem haubenartigen Verband darüber in jämmerlichem Zustand nach Haus geführt. Da lag er nun mit Eisumschlägen im Fieber, vom Arzt zu der strengsten Diät verurteilt. Aber mit dem allen hätte er sich dank seiner Uebersinnlichkeitstheorie abgefunden, wäre nur nicht gerade in diesen Tagen die lang erwartete Schauspielertruppe in der Garnison eingerückt.

Als ihm die ersten Zettel ins Haus gebracht wurden, war er nahe an der Verzweiflung. Er beruhigte sich jedoch etwas, Leonorens Name stand nicht darauf und fehlte auch in der nächsten Zeit. Natürlich, denn zunächst beherrschte die niedrigste Posse das Repertoir. Immerhin blieb noch Grund genug zu beunruhigenden Gedanken. Wie leicht konnte ihm ein anderer zuvorkommen? Aber das war ja nicht möglich bei dem übersinnlichen Rapport, in dem er mit ihr stand, den er durch eifrige Betrachtung ihres Bildes immer mehr zu verstärken bestrebt war. Die Kameraden, die ihn besuchten, vermieden natürlich in ihrem Gespräch das heikle Thema und so kam's, daß er auch nicht das geringste von seiner Angebeteten erfuhr. Er dachte wohl an Verse, Blumenspenden, aber sein Zustand ließ ihn zu beidem nicht kommen.

Da, eines Tags, an dem ihm der Arzt für einige Zeit aufzustehen gestattet hatte, klingelt's draußen. Wolkenspahn hatte sofort jenes eigentümliche unerklärliche Gefühl der Somnambülen in der Gegend der Herzgrube.

Der Diener meldete eine fremde Dame, die den Herrn Lieutenant zu sprechen wünsche. Nun wußte er's gewiß, daß es Leonore Gimonelli sei.

Er befahl, sie eintreten zu lassen, während er selbst ins Nebenzimmer eilte, seine Toilette etwas zu verbessern. Wie

er nun so schön als möglich wieder heraustrat, erlebte er eine starke Enttäuschung. Sie war es nicht.

Die Dame, die ihn erwartete, befand sich schon in vorgerückteren Jahren und, ob sie gleich in auffallende, ihrem Alter und bekümmerten Gesichtsausdruck wenig entsprechende Farben gekleidet war, bot ihre Erscheinung doch wenig Anziehendes. Sie trug eine safrangrüne, etwas zu kurze Tüllrobe, mit violetten Schleifen aufgeputzt, darüber einen Pelzkragen, in dem zwei Katzen, eine weiße und eine schwarze, sich vereinigt hatten, um einen Hermelin darzustellen, obwohl sie diesen Ehrgeiz mit dem Leben bezahlen mußten; auf dem Kopf, dessen einst dunkle Haare schon stark zu bleichen anfingen, einen nach italienischer Art drapierten, aber etwas mehr, als es wohl in der Absicht der Klöpplerin gelegen

haben mochte, durchbrochenen schwarzen Spitzenschleier. Dazu strohgelbe Handschuhe, rote Strümpfe, goldkäferfarbige Tanzstiefel, deren Blößen mit himmelblauen Maschen zugedeckt waren, und am Arm etwas wie einen Arbeitsbeutel, der in seinem unergründlichen Kolorit alle die vorerwähnten Farben zu vereinigen schien.

„Hochverehrter Herr Baron," begann sie, da der Lieutenant noch von diesem regenbogenartigen Farbenspiel geblendet stand, ihre offenbar wohleinstudierte Rede. „Ich komme im Namen der Theaterdirektion, Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenst zu bitten, unser künstlerisches Unternehmen gütigst durch Ihre Teilnahme unterstützen und diese zunächst durch den Erwerb eines Monatsabonnements zu dem ungemein billigen Preis von nur fünfzehn Mark, wie es die meisten der hohen Herren Offiziere bereits gethan, bethätigen zu wollen." Damit hielt sie dem Lieutenant ein Paket stark abgegriffener Karten von der ungefähren Farbe ihrer Strümpfe hin, das sie dem Beutel entnommen hatte.

„Euer Hochgeboren," fuhr sie sogleich fort, „werden von unseren Vorstellungen gewiß sehr befriedigt sein. Die Direktion hat kein Opfer gescheut, um den Ansprüchen eines in künstlerischer, wie in jeder anderen Beziehung so hochgebildeten Publikums gerecht zu werden. Das Personal ist ein ausgezeichnetes, Garderobe und Dekorationen befinden sich in einem Zustand, wie er, ich darf es, ohne unbescheiden zu sein, sagen, hier wohl kaum je gesehen worden sein dürfte, und das Repertoir, das die interessantesten, auf allen größeren Bühnen mit Erfolg aufgeführten Novitäten umfaßt, wird jedem, auch dem verwöhntesten Geschmack Rechnung tragen. Wir sind selbst nur, auf der Reise nach einer größeren Stadt begriffen, durch widerliche Umstände, wie sie ja im Künstlerleben leider so häufig vorkommen, gezwungen, auf dieser kleinen Sommerbühne zu gastieren, und die Dauer unseres

Aufenthalts wird von der Teilnahme abhängen, welche die gebildeten Kreise, insonderheit ein hohes Offizierskorps unseren Bestrebungen entgegenbringen. Dieselbe ist denn auch glücklicherweise eine sehr rege, und da wir, wie gesagt, auch kein Opfer gescheut haben, so dürfte es sich für Euer Gnaden empfehlen, diese so seltene Gelegenheit . . ."

Hier dämmte Wolkenspahn, der inzwischen seine erste Enttäuschung überwunden hatte, den nicht endenwollenden Redestrom dadurch, daß er das Paket Karten den Händen der Dame entnahm und ihr auf dem Tisch die schuldigen fünfzehn Mark vorzählte, die sie in ihrem Beutel, der wie ein Antiquitätenkabinett noch eine Menge der wundersamsten Gegenstände enthielt, vergrub.

Gleichzeitig reichte sie ihm ein fettiges Papier hin, auf das er seinen Namen zu schreiben hatte.

„Es ist die Liste der Abonnenten," bemerkte sie dazu.

Wolkenspahn las nicht ohne einen leisen Schauder die Namen aller seiner Kameraden, den Woellners an der Spitze.

Es war doch ein Wink von oben, der ihm die Alte gesandt hatte. Er war entschlossen, ihn nicht unbeachtet zu lassen. Nicht nur daß er durch sie endlich etwas Näheres von der Geliebten zu erfahren hoffte, schien sie ihm auch zur Uebernahme einer geheimen Mission sehr geeignet, und er dachte auch schon daran, ihr eine solche, sei es in Versen oder in Prosa, mitzugeben. Inzwischen bot er ihr, die sich bisher ihrer Rolle stehend entledigt hatte, aufs höflichste einen Stuhl an. Ehe er aber noch zu einer weiteren Entscheidung gelangt war, ergriff die Redselige bereits wieder das Wort:

„Unterthänigsten Dank, gnädiger Herr," sagte sie. „Sie werden's gewiß nicht bereuen, dieses Opfer auf dem Altar der Kunst niedergelegt zu haben. Wenn es mir nun gestattet wäre, noch eine kleine Privatbitte an Euer Gnaden zu richten. Ich bin Mutter von fünf unmündigen Kindern.

Mein Mann, der Komiker der Gesellschaft, bezieht bei der Notlage, in der sich die Direktion augenblicklich befindet, lange nicht das Gehalt, das er vermöge seiner Leistungen zu beanspruchen hätte. Mich selbst entzieht mein künstlerischer Beruf nur zu oft den häuslichen Beschäftigungen. Wenn Euer Gnaden vielleicht etwas Abgelegtes von Kleidern, Weißzeug, Schuhwerk . . ."

„Fritz!" rief hier der Lieutenant seinen Burschen. „Sehen Sie doch gleich mal nach, was wir etwa Abgelegtes an Garderobe und Schuhzeug vorrätig haben. Bringen Sie's her."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" erwiderte der Bursche mit einem verdutzten Blick auf die Dame, die ihm in ihrer Farbenpracht gewaltig imponiert hatte.

„Euer Gnaden," hub diese schon wieder an, „werden Ihre Gabe gewiß keiner Unwürdigen geschenkt haben. Glauben Sie mir, hoher Herr, auch ich habe bessere Zeiten erlebt, auch mir ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß . . . Aber man kommt ja ins Elend, man weiß nicht wie. Gott bewahre Sie vor solchem Los, gnädiger Herr!"

Wolkenspahn, teils von diesem gespreizten Elend wirklich gerührt, teils auch von dem Bestreben geleitet, sich der künftigen Liebesbotin artig zu erweisen, benutzte die Thränenpause, die diesen Worten folgte, zu der Frage: „Sind Sie denn, werte Frau, selbst noch aktives Mitglied der Gesellschaft?"

Wie beim fernen Klang einer Trompete ein altes Soldatenpferd sich kroupiert und die Ohren spitzt, so bei diesen Worten die Dame. Die Thränen versiegten, das Taschentuch, das sie trocknen sollte und kaum mit den ersten, vielversprechenden Anfängen aus dem Beutel hervorragte, blieb unentrollt. Ihre welken Züge belebten sich und die Stimme hatte einen ganz veränderten, schier hochmütig, höhnischen Klang, als sie erwiderte: „Mein Fach ist das tragische. Aber das wird ja

an dieser Schmiere nicht gepflegt. So zwang ich mich, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, aber ich kann sagen mit Erfolg, die jugendlichen Mütter im Lustspiel zu übernehmen. Vor kurzem hat mich der Direktor zu gunsten einer völlig talentlosen Kollegin auch dieser Rollen beraubt; meiner Umstände wegen, behauptete er, obwohl . . ."

Hier stockte die Dame und ein Blick ins Grün ihrer Tüllrobe überzeugte den Lieutenant, daß sich dort im stillen ein Ereignis vorbereitete, das man zwar im gewöhnlichen Familienleben meist als ein freudiges, im Künstlerleben jedoch häufig als ein tragisches zu bezeichnen pflegt.

Um der Dame über die Verlegenheit wegzuhelfen, fragte er, da ihm just nichts Besseres einfiel: „Sie sind also Heroine von Beruf, liebe Dame?"

Diese Worte wirkten wie ein erneuter, schon näher klingender Trompetenstoß. Die Künstlerin erhob sich, mit einem Griff ihrer Rechten entrollte sie das Taschentuch, daß es flatterte wie ein Sternenbanner, die Linke stützte sich gebieterisch auf die Stuhllehne.

„O," rief sie, „ich war es, ich bin's. Ich kenne sie, diese Stürme der Begeisterung, diese Schauer des Entsetzens, die aus dem großen Haus — denn nur in solchen hab' ich tragiert — eine Stätte des Aufruhrs, einen Tempel der Andacht machen, ich kenne sie, jene Blumenregen, die die Bühne in einen Garten verwandeln; die Kränze, die die Nachwelt dem Mimen nicht flicht, mir sind sie zu Füßen gelegen. Ich habe mit Döring die Margarete, mit Devrient die Elisabeth, mit der Ziegler die Maria gespielt. Regierte Recht, so läget Ihr im Staube jetzt vor mir, denn ich bin Euer König!"

Sie war nicht wieder zu erkennen, das Auge blitzte, hohe Röte überflog ihr Gesicht, daß es wirklich um zehn Jahre jünger erschien, die Haare lösten sich, wie sie den Nacken

stolz zurückwarf, die Gestalt erschien größer, voller; alle Muskeln bebten, sie rang nach Atem.

Eine entsetzliche Ahnung kam plötzlich über Wolkenspahn. Er stieß sie empört zurück, sie kam wieder, sie raubte auch

ihm schier den Atem und nur stammelnd brachte er es hervor: „Ihr — Ihr Name, verehrte Frau?“

„Mein Name? O mein Name, er ist eingeschrieben unverlöschbar in die Annalen der Kunst, der Name Leonore Gimonelli!“

Ein Blitzschlag konnte keine verheerendere Wirkung anrichten. Und doch — es war ja nicht möglich. „Leonore Gimonelli?“ schrie Wolkenspahn, „Sie — Sie sind Leonore Gimonelli?“ und er riß das teure Bild von seiner Brust.

Aber damit hatte er auch richtig das Signal zur Attacke geblasen.

„Ich bin es,“ rief die Künstlerin ganz verzückt. „O, Sie haben meinen Namen schon gehört, Sie kennen mich, Sie tragen mein Bild auf der Brust, Sie haben mich gesehen. Sagen Sie, was ist die Wolter, was ist die Ziegler und wie sie sonst heißen mögen, was sind sie alle gegen mich? Ja, das war ich, das bin ich! Sie haben mich gesehen als Jungfrau, Sie waren Zeuge des Sturmes, den ich entfachte.“ Mit einer unnachahmlichen Gebärde riß sie des Lieutenants Helm von dem Waffenständer: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu.

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.“

In diesem Augenblick trat der Bursche Fritz wieder ins Zimmer. Er hatte seinen Auftrag erledigt, etliche Wäsche, Kleidungsstücke und auch ein altes Paar Stiefel in ein Bündel zusammengeschnürt und stand nun ganz verblüfft, den Besuch in Ekstase und seinen Herrn ganz geknickt und gebrochen in

dem Stuhl zurückgesunken zu sehen. Wie er aber den Helm auf dem Haupte der Frau erblickte, empörte sich doch sein militärisches Gefühl und „Geben Sie doch den Helm her!“ sagte er ziemlich barsch. Aber damit kam er bös an.

„Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern,
Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen — —“

und damit hatte die Wütende auch schon des Lieutenants Säbel aus der Scheide gerissen und schwang ihn drohend durch die Luft.

„Du bist des Todes! Eine brittsche Mutter zeugte dich.“

Nun war der Bursche überzeugt, daß er es mit einer Wahnsinnigen zu thun habe, und da sein Herr immer noch keines Wortes mächtig war, so faßte er stramm zu, ihr die gefährliche Waffe zu entwinden. Das war jedoch keine leichte Arbeit.

„Was heißest du inmitten meines Laufs
Mich stille stehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Gelübde!“

Sie wehrte sich so tapfer, daß es dem starken Mann nur mit schwerer Mühe gelang, Helm und Säbel wieder an seinen Ort zu bringen.

„Schaffen Sie mir das Weib vom Hals!“ rang es sich jetzt wie röchelnd aus des Lieutenants Brust.

„Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frei'n
Auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.“

Nun gab es einen heißen Kampf, der sich vom Zimmer über den Flur bis vor die Hausthür fortsetzte, ohne daß die Künstlerin auch nur einen Augenblick aus ihrer Rolle gefallen wäre. Ja selbst, als sie, die paar Stufen vor der

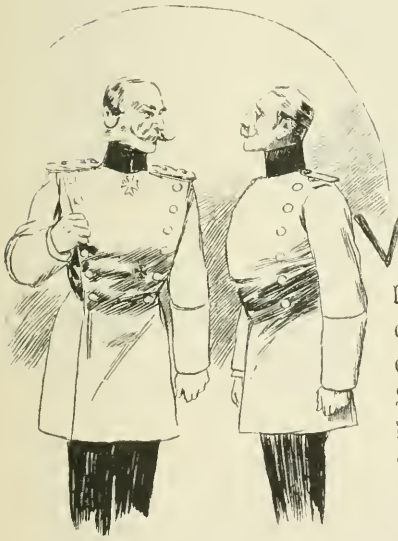
Hausthür sanft hinabgleitend, auf die unterste zu sitzen kam und der Bursche ihr das Bündel nachwarf, daß die alten Lumpen über ihren Kopf zusammenschlugen, recitierte sie nach:

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude."

Als der Bursche ins Zimmer zurückkehrte, fand er seinen Herrn bewußtlos und blutüberströmt. Der Verband hatte sich gelöst. Er brachte ihn schleunigst zu Bett und eilte zum Arzt.

Die Künstlerin aber schritt stolz, ihr Bündel Lumpen wie eine Siegesfahne schwenkend, die Straße hinab. Gewiß hatte sie auch ein Recht, stolz zu sein, denn es war dies der größte Erfolg, den sie jemals als tragische Heldin davongetragen.

Ein militärischer Spaziergang.



„Wollen wir eine kleine Promenade zusammen machen?“ sagte freundlich lächelnd der Herr Oberst, welcher sich zu Tisch in dem Kasino eingefunden hatte, zu dem Lieutenant Viktor von Siegen, dem jüngsten seines Regiments. Dieser, dem bereits der ungewohnte Genuß einer schweren Havanazigarre, die ihm der heute besonders gut aufgelegte Vorgesetzte zum Kaffee angeboten hatte, einige Bangigkeit verursachte, wurde bei der unerwarteten Einladung noch bleicher. Auch die übrigen Tischgenossen horchten hoch auf bei dieser ganz ungewohnten Höf-

lichkeit ihres, sonst wegen seiner Strenge gefürchteten Kommandeurs. Am meisten freilich hatte Viktor Grund, über das Phänomen zu erstaunen.

„Mit Vergnügen, wenn der Herr Oberst gestatten," erwiderte er etwas kleinlaut, aber mit dem Vergnügen war's ihm nicht ernst, vielmehr sah er dem vorgeschlagenen Spaziergang mit ernster Besorgnis entgegen und wünschte im stillen, es möge ein plötzlich aufsteigendes schweres Gewitter den Sonnenschein verdunkeln, der im hellsten Glanz durch die Fensterscheiben brach.

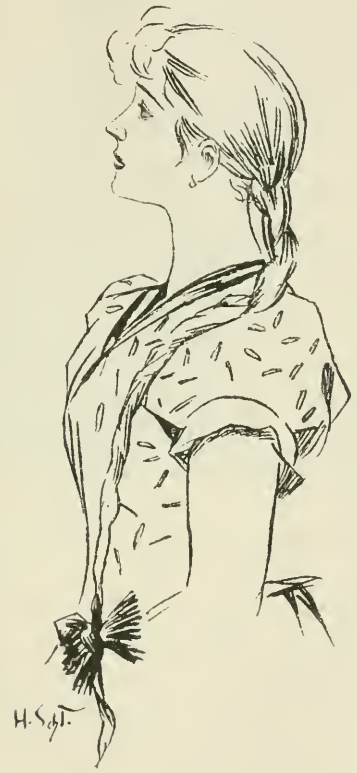
Um diesen an einem prachtvollen Frühlingstag gewiß seltsamen Wunsch zu erklären, muß ich etwas weiter ausholen.

Viktor von Siegen war gleich zu Beginn seiner militärischen Laufbahn, in die er sich mit dem ganzen Thatendurst seiner blonden Jugend gestürzt hatte, in einen unglückseligen Gefühlszwiespalt geraten, der ihn sofort zum Helden einer fünfaktigen Tragödie qualifizierte, und nur der allseitig anerkannte Mangel an dramatischen Autoren gibt mir den Mut, sein Schicksal in der Form einer humoristischen Erzählung der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Kaum zum Lieutenant avanciert, entbrannte Viktor in heftiger Liebe für die jüngste, erst siebzehnjährige und demgemäß sehr anmutige Tochter seines Regimentskommandeurs fast zu gleicher Zeit, da er sich infolge verschiedener dienstlicher Mißverständnisse veranlaßt sah, diesem selbst ewigen Haß zu schwören.

Viktor war ein auffallend hübscher Junge — (damals, später ist er natürlich auch dick geworden), sein zierlicher Wuchs, sein frisches rosiges Gesicht mit dem blonden Ringelhaar machten seine Liebe den jungen Mädchen und namentlich solchen, welche über den Unterschied von wächsernen und lebenden Puppen noch nicht genügend nachgedacht hatten, weit gefährlicher, als seinen Haß den Männern. Daher kam

es, daß Fräulein Fanny in der Folge viel bittere Thränen vergoß, während ihr Vater sein Los mit Fassung zu tragen wußte. Am schlimmsten war Viktor selbst daran. Seine Gefühle wurden erwidert. Er hatte das Glück, die Geliebte



zweimal des Tages je nach Beendigung einer Musik- und einer Nähstunde zu sehen, zu grüßen; ja wenn es der Zufall wollte, daß sie allein war, auch zu sprechen und ein Stück Wegs zu geleiten.

Wenn er aber nach solch himmlischen Augenblicken, in

denen bekanntlich jede Zeitrechnung aufhört, auch nur eine Minute zu spät im Dienst erschien, so stand gewiß, als ob er ihm aufgelauert hätte, sein Kommandeur schon auf dem Platz und verdarb ihm die ganze Feststimmung durch einen Vortrag über militärische Pünktlichkeit. Ritt er, wie dies täglich mehrmals geschah, sein Rößlein im kurzen Galopp an der Geliebten Haus vorüber, so stand jener gewiß am Fenster und machte ihm nachher eine tadelnde Bemerkung über Sitz und Fauststellung. Kurz, während die Tochter ihn unwiderstehlich fand, hatte der Vater nur immer an ihm auszusetzen. Das war unerträglich. So sehr Viktor sich auch bemühte, dem Mann, dem er doch mittelbar sein Glück verdankte, eine gute Seite abzugewinnen, es war unmöglich, er mußte ihn hassen.

Einen ganzen langen Winter schon hatte der tragische Zwiespielt gedauert und der nahende Lenz verschärfte ihn noch. Leider nämlich fiel gerade in diese schöne, der Liebe so günstige Jahreszeit auch eine Besichtigung, und die Kritik, welche der gestrenge Kommandeur dabei an den Leistungen unseres Freundes übte, fiel wie ein Reif auf die keimenden Sehnsuchtsblüten in seiner Brust.

Viktor war außer sich, kein gutes Haar hatte der Barbar an ihm gelassen, er fühlte sich beschämt, verkannt. In der ersten Verzweiflung beschloß er, seinem elenden Dasein ein gewaltsames Ende zu bereiten und unternahm zu diesem Zweck einen Spaziergang ins Freie, um Abschied von der blühenden Natur zu nehmen. Welch ein Gegensatz zwischen ihr und ihm! Sie eine Braut, die eben ihr hochzeitlich Geschmeide anlegte, er ein verlorener Mann, der seine letzte Hoffnung begrub. Draußen heiteres Sonnenlicht und ein sanfter Luftzug, der die kernigen noch blätterlosen Baumäste liebkoste, daß sie vergnügt schmunzelnde Gesichter schnitten, und in Viktors Brust finstere Nacht, eisiger Frost, in seinen Zügen tiefer Ernst.

Hier hoben schon Schneeglöcklein, Veilchen und Anemonen schüchtern die Köpfchen aus dem jungen lichtgrünen Gras hervor und aus der hinteren Tasche von Viktors blauem Ueberrock blickte der Lauf eines Revolvers, den er mit sechs scharfen Patronen geladen hatte.

So schritt er auf einem anmutigen Feldweg zwischen sprossenden Hecken dahin, bis er den Saum eines unweit der Stadt gelegenen Hölzchens erreichte, dessen dichteste Stelle er

sich, dem sterbenden Wilde gleich, zur Ausführung der schrecklichen That erkoren hatte.

Er dachte, nachdem er, wie in solchen Fällen üblich, einen wehmütigen Rückblick auf sein vergangenes Leben geworfen, an das Aufsehen, das sein plötzlicher Tod erregen würde, an den Zorn des Kommandeurs, wenn er ihn bei der morgigen Uebung vermißte, an seinen Schrecken, seine Gewissensbisse, wenn der Grund des Ausbleibens entdeckt würde, an die Verzweiflung, die Thränen der Tochter, welche den grausamen Vater anklagten, an die Nachforschungen, die sofort angestellt würden, an das Geschrei in der Stadt, die Artikel in den Zeitungen, den umgehenden Bericht, den das Generalkommando über den Fall vom Regiment einverlangen würde, die Verlegenheit des Regimentsadjutanten, die Gespräche der Kameraden, auf deren ungeheucheltes Mitgefühl er um so sicherer rechnen konnte, als er, der Jüngste, keinem im Wege stand. Dabei ward er sich erst und nicht ohne Genugthuung bewußt, welch bedeutende Rolle er eigentlich doch in der Komödie dieses Lebens gespielt habe und welche klaffende Lücke sein Abgang nicht nur in die militärische Rangliste, sondern auch in weitere Schichten der Gesellschaft reißen werde.

Er seufzte tief. War es nicht großmütiger, wenn er sich dem Gemeinwesen erhielt? — Nein, es war zu spät, sein Entschluß war gefaßt. Er schritt weiter, aber etwas weicher war's ihm doch ums Gemüt, er dachte an Fanny. Das arme Kind! Würde sie's denn überleben? Durfte er ihr junges Herz so grausam brechen? — Sie liebte ihn, dessen war er gewiß, obwohl das entscheidende Wort noch nicht über ihre Lippen gekommen war, und er sah sie mit aufgelöstem Haar, bleichem Gesicht, thränenumflortem Blick in schwarzen Trauergewändern über seine Leiche gebeugt.

Da erscholl plötzlich ein helles, lustiges Gelächter, dem

ersten Gesangsversuch eines jungen Vögleins ähnlich, ganz in seiner Nähe. Viktor hob überrascht den Kopf und vor ihm stand leibhaftig, die er eben noch als Niobe geträumt, Fanny, das hübsche, lachende Gesicht von zartem Rot. über-

gossen, mit neckisch, fast übermütig strahlenden Augen, in duftigem blauem Tüllgewand, einen blaubebänderten Strohhut kokett auf die braunen Locken gesetzt, einen Sonnenschirm in der linken und einen kleinen Strauß von Veilchen und Schneeglöckchen in der rechten Hand, das kolorierte Titelblatt eines Prachtwerks, „Der Frühling" benannt.

Viktor war zunächst sprachlos, er glaubte bereits unter dem Einfluß einer seligen Vision zu stehen, wie sie der Koran dem gläubigen Moslem verspricht, der auf dem Schlachtfeld gefallen ist, und als er merkte, daß alles mit natürlichen Dingen zuging, kam er erst recht in Verlegenheit. Er kam sich wie ein vom Tod Erweckter vor, der den Anknüpfungspunkt zwischen jenseits und diesseits nicht mehr recht zu finden weiß.

„Mein Fräulein," war alles, was er zu stammeln vermochte.

„Die unvermutete Begegnung hat Sie wohl sehr erschreckt," bemerkte das Fräulein etwas gereizt. „Sie schienen in ernste Meditationen vertieft, Herr Lieutenant. Verzeihen Sie die Störung und dichten Sie ruhig weiter. Ich bin mit meiner Freundin herausgekommen, um Veilchen zu suchen. Amelie! Amelie! Wo bleibst du denn? Damit entfernte sich Fanny einige Schritte von unserem Helden.

Aber ihr wiederholter Ruf blieb unerwidert. Die bekannte Neigung des Veilchens zu sproradischem Auftreten hatte die Freundinnen getrennt und Fräulein Amelie in des Waldes tiefste Gründe gelockt, wohin die rufende Stimme nicht zu dringen schien. Was blieb Fanny übrig, als sich wieder nach Viktor umzuwenden.

„So rufen Sie doch mit, Herr von Siegen," und „Amelie! Amelie!" brüllte nun auch dieser aus Leibeskräften mit gleichem Erfolg. Doch riefen ihn die Lungenanstrengung und der bekannte Klang seiner eigenen Stimme wenigstens ganz ins Leben zurück. — „Darf ich Ihnen suchen helfen, mein Fräulein?" fragte er artig.

„Was? Amelie oder Veilchen?"

„Beides, wenn Sie wollen; die werden sich ja wohl beisammen finden."

„Ja, sind Sie denn auch wieder in der richtigen Verfassung, Herr Lieutenant? Sie sahen so ernst aus vorhin, so bleich und verstört. Kann man sich Ihnen denn ruhig anvertrauen?“ fragte Fanny noch immer etwas schnippisch.

„Ach," beteuerte Viktor, dem nun plötzlich das Blut in die Wangen stieg, „es war ja nur die Freude über das unvermutete Zusammentreffen."

„Und die hat Sie so verdutzt und sprachlos gemacht? Nein, Herr Lieutenant, damit reden Sie sich nicht aus. Gestehen Sie, an was Sie gedacht haben."

„An wen ich immer denke, an Sie, liebes Fräulein."

„Nein, nein, mit solchem Gesicht denkt man an nichts Liebes. Heraus mit der Sprache! Seien Sie aufrichtig, oder ich fliehe."

Viktor blieb natürlich bei seiner Aussage und Fanny floh nicht, vielmehr waren die beiden so ins Veilchensuchen und ins Plaudern vertieft, daß er das ursprüngliche Ziel seines Ganges völlig vergaß, bis es ihm durch einen zufälligen Umstand plötzlich recht störend wieder ins Gedächtnis gerufen wurde.

„Ach, sehen Sie doch dort, das schimmert ja ganz blau. Bitte, holen Sie mir doch die schönen Veilchen!" rief Fanny, auf eine etwas tiefer im Gehölz gelegene Stelle deutend, wo die bescheidene Frühlingsblume in verlockender Menge prangte, und Viktor stand eben im Begriff, dem Wink der Herrin getreu sich durch dorniges Gestrüpp den Weg dorthin zu bahnen, als ihm plötzlich der geladene Revolver in seiner hinteren Rocktasche einfiel.

Ein unvorsichtiger Tritt, ein Straucheln, ein Fall konnte den unheimlichen Mechanismus in Gang setzen und der sich nach rückwärts entladende Schuß, wie leicht konnte er die Geliebte treffen, töten! — Dieser schreckliche Gedanke ließ Viktor mitten im kühnsten Anlauf innehalten, unschlüssig, was er thun sollte. Als jedoch die ungeduldige Fanny, das Zögern ihres Ritters bemerkend, sich mit dem spöttischen Ruf: „Ah, Sie fürchten wohl, sich die feinen Hände zu ritzen," anschickte, unbekümmert um ihr duftiges Frühlingskostüm selbst

das Hindernis zu überwinden, beschwor er sie mit entsetzter Miene stillzustehen und zog, da ihm absolut nichts Besseres einfiel, den Revolver aus der Tasche, um die sechs scharfen Patronen vorsichtig aus der Trommel zu entfernen.

Fräulein Fanny stieß bei diesem Gebaren des Lieutenants einen Ruf des Schreckens aus. — „Um Gotteswillen, was machen Sie da? Wollen Sie mich ermorden?" rief sie zitternd vor Angst, und wenn sie Viktor nicht, indem er gleichzeitig die entladene Waffe weit von sich schleuderte, an der Hand festgehalten hätte, so wäre sie diesmal richtig entflohen.

„Beruhigen Sie sich, bleiben Sie doch, bitte, liebes Fräulein, es ist ja nicht die geringste Gefahr, „erklärte er der Zitternden, die sich nur langsam beruhigen ließ.

„Aber wozu dann die Waffe? Was wollten Sie damit?"

Ja, was er eigentlich damit gewollt hatte, das mochte er ihr doch nicht so gerade herausfagen, er schämte sich, sprach von Schießversuchen nach der Scheibe, die er vorgehabt, aber in so verlegener, stotternder Weise, daß seine Angaben keinen Glauben fanden. Fanny witterte natürlich ein Duell, als dessen Veranlassung sie sich vielleicht ihre eigene kleine Person dachte, und als das Verhör immer schärfer wurde und Viktor sich in ein Netz von Lügen verstrickt hatte, daraus er keinen anderen Ausweg mehr fand, gestand er ihr endlich die volle Wahrheit.

Man denke sich den Eindruck, den sein Bericht auf die siebzehnjährige Zuhörerin machte; Thränen des aufrichtigsten Mitgefühls flossen von den braunen Augen, die mit unverstellter Zärtlichkeit an dem wie durch ein Wunder Geretteten hingen. Dabei hielt Viktor immer noch Fannys kleine Hand fest und er drückte sie unwillkürlich und — ich weiß nicht, wie das so kam, Wunder geschehen ja im Frühling die Menge — die Rechte ließ den Sonnenschirm fallen, Veilchen

und Schneeglöcklein folgten ihm bald nach und Viktor hielt auch sie fest und nun drückte er beide. Im Eifer des Gesprächs kamen sich auch die Gesichter unwillkürlich näher, Fannys Strohhut verschob sich etwas nach rückwärts und ein sanfter Lufthauch spielte mit den braunen Stirnlöckchen; es war so still rings, so einsam, nur die kahlen Baumzweige unterhielten sich flüsternd, vermutlich über die zu erwartende Frühjahrstoilette, Insekten summten und die Veilchen am Boden dufteten so lieblich, so fein und fast betäubend stark. Auch als Viktor seinen Todesbericht längst beendet hatte, stand das junge Paar noch immer mit verschlungenen Händen, wie an die Stelle gebannt, ihre Augen hingen noch immer an den seinigen, aber durch den Thränenschleier brach allmählich ein lächelnder Sonnenstrahl und ein schimmernder Regenbogen wölbte sich von ihr zu ihm und von ihm zu ihr. Der zog sie zu einander, sie konnten nicht widerstehen. Keines wußte wie's kam, aber als sich schließlich ihre Lippen in einem ersten süßen Kuß begegneten, war keines besonders erstaunt, es war ja ganz natürlich, es mußte ja so sein.

Kurz, an einer Stelle so einsam, wie er sie sich zum Sterben erwählt hatte, fühlte sich Viktor, von den Armen der Geliebten umschlungen, als den Glücklichsten aller Sterblichen und er dachte so wenig mehr an den Tod, daß er sich auf Schwüre und Zukunftspläne einließ, die weit über die Dauer eines gewöhnlichen Menschenlebens hinausgingen.

Plötzlich tönte ein heller Schrei aus der Tiefe des Waldes, nicht ganz so schrill, aber doch vergleichbar dem, welchen Möwen und andere Seevögel ausstoßen, wenn ein Sturm im Anzug ist. Es lag etwas Warnendes in dem Ton, der sich noch einigemal crescendo wiederholte, und obwohl nicht das geringste Anzeichen eines Gewitters den Frühlingscharakter der Landschaft trübte, so erfaßte doch ein unbe-

stimmtes Bangen die beiden jungen Leute und sie traten unwillkürlich ein paar Schritte auseinander.

„Das ist Amelies Stimme," erklärte Fanny, ohne daß sie deshalb beruhigter erschienen wäre. „Wenn sie doch nur kommen wollte!" und ihre Augen spähten ängstlich in der Runde. Auch dem Lieutenant war nicht wohl bei der Sache.

Da — horch! — ein Rascheln in dem welken, vom Vorjahr übrig gebliebenen Laub. War sie's? Nein, der Tritt war doch zu bestimmt, es war der Hufschlag eines Rosses; bald mischte sich ein dumpfes Wiehern darein, dann schimmerte es weiß durch die Zweige, ein Schimmel! Viktor kannte das Roß, er brauchte sich nicht erst auf den Reiter zu besinnen, es war sein Todfeind, der verhaßte Kommandeur, der auch jetzt wieder sein Glück störte. Der Lieutenant zog sich, so rasch er konnte, tiefer ins Dickicht, Fanny auf den Pfad zurück, als der Gefürchtete zwar schon um die Ecke bog.

„Wie du hier und so ganz allein?" hörte Viktor die bekannte Stimme in dem gleichfalls nicht unbekannten Tone der Gereiztheit fragen.

„Amelie ist mit mir, wir wollten Veilchen suchen," gab ihm die Tochter schüchtern zurück und wirklich trat jetzt auch Amelie, die lang Vermißte, wie durch ein Wunder aus einem Seitenpfad, den Hut am Arm hängend und einen großen Strauß Frühlingsblumen in der Hand.

„So — guten Tag, Fräulein. Welch ein prachtvoller Strauß! Ja, wo hast du denn deine Veilchen, Fanny? Hast du am Ende gar keine gefunden?"

„Hier," erwiderte Fanny, kleinlaut, auf den Boden am Waldsaum deutend, „sie sind mir beim Suchen entfallen. Hilf mir doch, Amelie, sie aufzunehmen."

„Entfallen und der Sonnenschirm dazu? Und was du echauffiert bist, Kind! Na kommt, ich werd' euch heimgeleiten. Es schickt sich nicht für zwei junge Damen, so schutzlos im

Walde herumzustreifen. Es treibt sich immer so viel Gesindel umher, leicht kann sich irgend so ein Strolch im Gebüsch verbergen."

Damit entfernte sich der kleine Trupp, nachdem Fanny Blumen und Sonnenschirm wieder hübsch beisammen hatte, aus Viktors Hörbereich.

Dieser war im Zweifel, ob er die letzte schmeichelhafte Bezeichnung auf sich beziehen durfte, des Obersten Blicke hatten dabei allerdings die Richtung nach seinem Versteck eingeschlagen. Indessen gesehen konnte er ihn doch unmöglich haben, und etwas später kehrte auch Viktor, den Revolver zurücklassend, auf einem großen Umweg nach Hause, ein bißchen ängstlich zwar, aber doch entschlossener denn je, die Bürde des Daseins weiter zu tragen.

Er hatte über dem Renkontre die Uebung total versäumt und nicht nur wurde er deshalb nicht, wie er befürchtet, andern Morgens zum Rapport gerufen, sondern der Kommandeur fand sich mittags in bester Laune in dem Kasino ein, um sich auch einmal zu überzeugen, wie denn die Herren speisten, er bot Viktor eine Zigarre an und forderte ihn zum Spaziergang auf.

So viel unverdiente Liebenswürdigkeit konnte unseren Freund, wie man nach dem eben Geschilderten begreifen wird, wohl etwas stutzig machen.

Selbst seine letzte Hoffnung, der Kommandeur möchte wenigstens noch einige Kameraden zur Teilnahme an der Promenade auffordern, schlug fehl, er ganz allein war es, dem diese hohe Ehre widerfuhr.

Der Kaffee war getrunken, kein Wölkchen trübte das reine Blau des Himmels, der Herr Oberst erhob sich und mit ihm schnellte die ganze Tischgesellschaft geräuschvoll von den Sitzen empor. Viktor gürtete sein Schwert um und folgte dem Kommandeur. Zwei Hoffnungslichter dämmerten

in seiner Brust: das eine, allerdings schwächere, der Vorgesetzte möchte, sein Unrecht einsehend, seine grausame Strenge bereuend, von menschlichem Rühren erfaßt, den Spaziergang zu zweien gewählt haben, als die einzige mit der Disziplin verträgliche Form, seinem schwer gekränkten Untergebenen eine Genugthuung zu geben, auf die dieser gerechten Anspruch hatte; das andere, Fanny, ihrer Gefühle nicht mächtig, hätte dem Vater ein umfassendes Geständnis ihrer Liebe abgelegt und dieser wolle sich nun in diskreter Weise über die Verhältnisse seines künftigen Schwiegersohnes informieren.

Da Viktor in dieser Hinsicht ein gutes Gewissen hatte, so gewann die letztere Leuchte die Oberhand um so mehr, als, solange man sich durch die Stadt bewegte, der Herr Oberst sich in jovialster Weise übers Wetter und andere gleichgültige Dinge mit ihm unterhielt, auch Viktors wiederholtem Versuch, ihm die linke, vorschriftsmäßige Seite abzugewinnen, mit einem höflichen „Bitte, bitte!“ ablehnte.

Als sie jedoch das Stadtthor passiert hatten und der Kommandeur denselben Weg einschlug, auf dem Viktor gestern dem Tode entgegengeschritten, ward diesem schon etwas unbehaglich zu Mute. Geradezu in den Boden sinken zu müssen aber glaubte er, als jener plötzlich stillstand und ohne jeglichen Uebergang die Frage an ihn richtete: „Kennen Sie diesen Weg?“

„Gewiß, Herr Oberst, ich bin ihn schon einigemal gegangen,“ erwiderte Viktor.

„Nun, was ist es für ein Weg?“ Viktor hatte nur ein verlegenes Lächeln auf diese Frage. „Ist's eine Chaussee, eine Land- oder Vizinalstraße, ein Feldweg?“

„Ein Feldweg!“

„Richtig, und für wen passierbar?“

„Für jedermann.“

„Das möcht ich bezweifeln, Artillerie käme hier schwer-

lich durch. Kennen Sie die Richtung, in der er führt? Behalten Sie nur die Sonne im Auge."

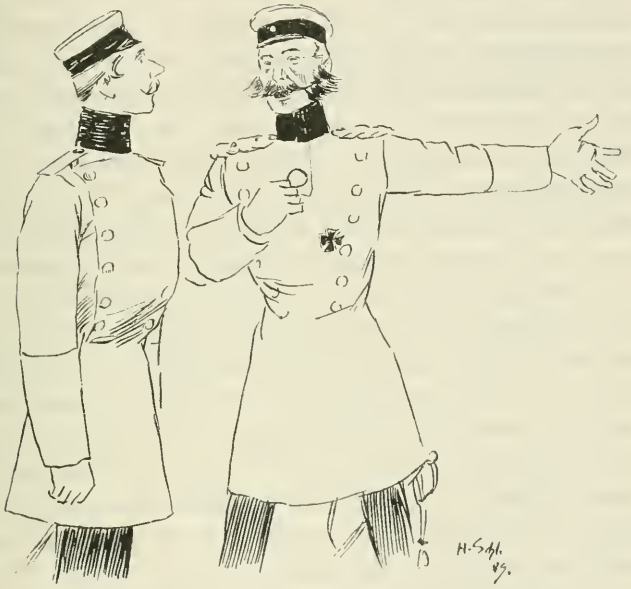
Viktor nannte ein Dorf, das wegen einem Wirtshaus, „Zur Sonne" benamst, ein beliebter Zielpunkt für Reitpartien war.

„Ich meine die Himmelsrichtung," unterbrach ihn der Kommandeur; „ziehen Sie doch Ihre Uhr, wir haben jetzt ein Viertel nach drei, dort steht die Sonne; um Mittag stand sie im Süden und gegen sechs wird sie im Westen untergehen, folglich steht sie jetzt im Südwest, und unser Weg, der um 45 Grad nach links von ihrer Richtung abweicht, führt also direkt südlich. Das ist alles so einfach."

„Allerdings," erwiderte der Lieutenant, und sie schritten weiter. Der Verdacht, daß sein Vorgesetzter plötzlich übergeschnappt sein könnte, machte Viktor den Spaziergang nicht gerade behaglicher.

Etwas später, an einer Stelle, da der Pfad zwischen zwei mit allerlei sprossendem Frühlingskraut bedeckten Rainen hinführte, stand der Vorgesetzte, der bis dahin ein verdächtiges Schweigen beobachtet hatte, wieder still. „Nun, was ist jetzt aus unserem Wege geworden?" fragte er lächelnd. Dieses Lächeln ermutigte Viktor. „Er wird immer hübscher," versetzte er. „Sehen Sie, Herr Oberst, da blühen schon Veilchen. Darf ich Ihnen vielleicht einige fürs Knopfloch — —?" Aber noch ehe er den schönen Gedanken ausführen konnte, war das Lächeln verschwunden und wieder spielte der alte Zug grausamer Ironie um die Lippen des Kommandeurs. — „Hübscher?" unterbrach er ihn fast höhnisch. — „Ein Hohlweg ist daraus geworden, ein Defilee! Ich glaube, wenn Sie mit Ihrer Eskadron in der Marschkolonne darin steckten, und der in Linie aufmarschierte Gegner griffe Sie plötzlich an, würden Sie das nicht mehr so hübsch finden." — „Gewiß nicht," gab Viktor schüchtern zurück und sie schritten weiter.

Der Weg stieg bald wieder im gleichen Niveau mit den ihn begrenzenden Feldern sanft an, auf der Höhe sah man das schon erwähnte Gehölz, in der Ferne eine duftige Hügelkette, zu deren Fuß die weiß schimmernden Häuser und blitzenden Kirchturmspitzen verschiedener kleiner Ortschaften.



Die Aussicht erweiterte sich je höher man stieg, und obwohl die Landschaft noch kahl, auf den Bergen sogar noch hier und dort Schnee lag, ahnte man doch schon das treibende Grün, in das sie sich kleiden würde, wenn die Sonne noch ein paar Wochen so freundlich weiterstrahlte.

Viktor hatte das alles gestern nicht bemerkt, er war mit ernsteren Gedanken beschäftigt gewesen, aber heute fiel's ihm doppelt angenehm auf, und wenn er bedachte, daß sie, die Geliebte, gestern auf dem gleichen Weg dahingeschritten,

ward ihm sonderbar weich ums Herz, und er dankte im stillen der gütigen Vorsehung. Welch ein Unterschied zwischen gestern und heute! Nicht einmal die griesgrämigen Fragen und Bemerkungen seines Begleiters vermochten ihm die schöne Stimmung zu trüben, er lauschte ihnen zerstreut und gab zerstreute Antwort. Ja, er bemerkte es mit Staunen, daß sein Haß allmählich dahinschwand, daß an dessen Stelle ein inniges Mitleid mit dem Manne trat, der so wenig Sinn für die Schönheiten der Natur zu haben schien, daß er ihn sogar lieben konnte. All das Unrecht, das ihm jener einst zugefügt, war verziehen, er erteilte ihm feierlich sogar einen Generalpardon für alles Zukünftige, so versöhnlich war er gestimmt, so leicht und selig war ihm zu Mut, daß er sich gegen alle ferneren Schläge des Schicksals wie gefeit vorkam.

Trotzdem erschrak er ein bißchen, als der Kommandeur wieder stillstand und nach der Höhe deutend fragte: „Sehen Sie das Gehölz dort?" — „Ja, Herr Oberst." — „Kennen Sie es?" — „Ja freilich." — „Was fällt Ihnen dabei ein?" — Viktor fiel sein Abenteuer von gestern dabei ein, aber das konnte er ihm doch nicht sagen; so blieb er die Antwort schuldig und hielt den fragenden Blick des Vorgesetzten mit ängstlicher Spannung aus. Sollte dieser am Ende doch schon von der Sache wissen?

„Das ist eine hervorragende Gefechtsstellung," hob der Kommandeur in dozierendem Tone an, der Viktor beruhigte. „Denken Sie sich die Lisiere mit dem dichten Unterholz, den vorspringenden Zangen von einer tüchtigen mit einer guten Feuerwaffe ausgerüsteten Infanterietruppe besetzt, auf der linken Flanke die Artillerie, rechts hinter der Höhe die Kavallerie, gedeckt, zum Vorstoß bereit und den Feind hier angreifend. Jeder Schuß muß treffen. Eine Umgehung ist unmöglich, die Stellung ist geradezu uneinnehmbar und sie kann noch künstlich verstärkt werden. Sehen Sie's?" —

„Gewiß, ganz uneinnehmbar," beeilte sich Viktor beizustimmen. Der ganz in Begeisterung geratene Kommandeur warf noch einen befriedigten Blick in die Runde, einen zweifelhaften auf seinen Lieutenant und sie gingen weiter. Beide schwiegen, jener schüttelte nur hier und da den Kopf und gestikulierte mit den Händen, offenbar kämpfte er das ganze Waldgefecht in Gedanken durch, während sein jugendlicher Begleiter längst wieder in friedliche Betrachtungen versunken war. Er überlegte jetzt ernstlich, ob er nicht selbst Fannys Vater alles gestehen und ihn um die Hand des geliebten Mädchens, das ihm das Leben gerettet hatte, bitten sollte. Die Schneidigkeit eines solchen Schrittes, dachte er, würde dem Oberst, der diese Eigenschaft im Dienst so oft an ihm vermißt hatte, gewiß imponieren. Vielleicht erwartete jener gar etwas derartiges und Viktor fühlte heute eine rhetorische Begabung in sich, die gewiß hinreißend wirken mußte. Aber so oft er in das ernste, gleichsam vom Pulverdampf der Gedankenschlacht umwölkte Gesicht seines Begleiters blickte, schwand ihm der Mut und die vielleicht schönste Rede seines Lebens blieb ungeredet.

Als sie die Anhöhe erreicht hatten und wieder einen Augenblick stillstanden, hob das Glockenspiel auf den Kirchtürmen der Umgegend zu klingen an, ein Schäfer weidete am Waldsaum seine Herde. Diesmal war es Viktor, der zuerst das Schweigen brach. Er war von alledem so gerührt, daß er den begeisterten Ausruf: „Prachtvolle Aussicht und die herrlichen Glocken!" nicht zurückdrängen konnte. — „Die müßte man abschneiden," fiel ihm der Kommandeur streng ins Wort. „Nur allzu oft werden sie seitens der feindlich gesinnten Einwohnerschaft mißbraucht, dem Gegner verräterische Zeichen zu geben. Sehen Sie die Schafherde dort?" — „Jawohl, entzückend, reizend, idyllisch!" erwiderte Viktor, der den ersten Einwurf ganz überhört hatte. — „Ist das

nicht ein Platz, wie zu einem Rendezvous geschaffen," fuhr jener fort. Bei dem Wort „Rendezvous" errötete Viktor, er wollte jedoch, sich fassend, eben bemerken, daß ihm das Innere des Hölzchens dazu geeigneter erschiene, als ihm der andere schon wieder ins Wort fiel. „Vier Kavallerieregimenter könnte man dort in gedeckter Stellung massieren, die im geeigneten Moment rechts abschwenkten und dem weichenden Gegner überraschend in die Flanke fielen. Dort unten etwa würde es zur Attacke kommen." Des Redners Auge blitzte, als ob er selbst schon an der Spitze jener Regimenter auf den Feind einstürmte, aber Viktor war heute so absolut friedlich gesinnt, daß er sich nicht für die Sache begeistern konnte. Der Kommandeur schüttelte den Kopf, und sie betraten nun das Innere des Wäldchens.

Hier schlug Viktor das Herz höher, je näher man der verhängnisvollen Stelle kam, wo er gestern, den Tod suchend, zu neuem Leben erwacht war, während sein Begleiter ruhig über die Beschaffenheit des Bodens, die Gangbarkeit der Wege, die Kultur, vorkommende Lichtungen 2c. weiter dozierte und den Soutiens und Reserven des supponierten Verteidigers ihre Plätze anwies.

Jetzt waren sie da und der Oberst hielt wieder. „Das ist ein Abschnitt, der sich noch halten ließe, wenn's draußen je schief ginge," rief er, „ein Hinterhalt, wie er im Buch steht." Er sah dabei den Lieutenant scharf an. Dieser aber hatte eine ganz andere Vision, er sah Fanny mit dem nach rückwärts gesunkenen Strohhut, dem lichtblauen Kleide, dem Sonnenschirm und den thränenfeuchten zärtlichen Augen, wie er sie gestern an derselben Stelle gesehen. Da lagen auch richtig noch Veilchen aus ihrem Strauß, er hätte sie so gern aufgehoben und zum ewigen Gedächtnis auf sein klopfendes Herz gelegt.

„Was blinkt denn da drüben im Moos? Sehen Sie

doch einmal nach, Herr Lieutenant," sagte da plötzlich der Oberst. Dem Lieutenant stockte das Blut in den Adern, das war ja sein weggeschleuderter Revolver, der dort blinkte, und ringsherum lagen die entladenen Patronen.

„Nun, so gehen Sie doch." Es blieb nichts übrig, Viktor mußte die Mordwaffe aufheben und die Veilchen liegen lassen.

„Sieh da, eine Pistole!" bemerkte der Oberst nachdenklich, mehr für sich, „und die scharfen Patronen gleich dabei. Das ist doch verdächtig. Und an dem Ort treffe ich gestern meine eigene Tochter, nur von einer Freundin begleitet, Veilchen suchend. Unvorsichtige Jugend das! Wie leicht hätte ein Unglück geschehen können! Es ist nur gut, daß die Kleine morgen für ein Jahr ins Pensionat geht."

Viktor ließ die Waffe fallen, es war ihm, als ob ihn der tödliche Schuß jetzt eben mitten ins Herz getroffen hätte.

„Lassen Sie doch einmal sehen," fuhr der Oberst fort, indem er, ohne von unseres Freundes Bestürzung Notiz zu nehmen, den Revolver wieder aufhob und genau von allen Seiten musterte. „Kein Zweifel," bemerkte er dann, „es ist einer von den unsrigen, Modell 79. Er muß einem Angehörigen des Regiments gehören. Nehmen Sie ihn doch mit sich, damit wir ihn morgen im Befehlbuch ausschreiben lassen." So mußte Viktor die Mordwaffe wieder mit sich nach Haus schleppen. Es meldete sich natürlich kein Eigentümer und er hat sie zum ewigen Gedächtnis aufbewahrt.

Der Kommandeur machte noch einen weiten Umweg, um ihm die Artilleriepositon auf dem linken Flügel der Stellung eingehend zu erklären. Selbstverständlich hörte er seiner Auseinandersetzung teilnahmlos zu, die schöne Stimmung war ihm wieder einmal gründlich verdorben.

Es dunkelte schon, da sie in die Garnison zurückkehrten. Kurz ehe sich ihre Wege trennten, stand der Kommandeur

noch einmal still und holte zu einem längeren Schlußresümee aus, das etwa folgendermaßen lautete:

„Sehen Sie, Herr Lieutenant, das war ein militärischer Spaziergang. Ich empfehle Ihnen, denselben recht häufig zu wiederholen. Sie hatten während der Winterperiode zwar reichlich Gelegenheit, Ihre Mannschaften über das heute besprochene Thema eingehend zu instruieren. Trotzdem habe ich mich bei der jüngsten Besichtigung überzeugt, daß das nur höchst mangelhaft geschehen ist und das ‚Warum' hat mir unsere heutige Promenade klar gemacht. Sie sind selbst nicht genügend über den Stoff unterrichtet. Derselbe ist für Ihre militärische Karriere von großer Wichtigkeit; Sie sind noch jung und ich zweifle nicht, daß Sie das Versäumte leicht nachholen werden. Wir treten jetzt in eine neue Dienstperiode, die Periode der Exerzitien und des Felddienstes. Hier soll der Soldat lernen, wie er das Terrain zu benutzen, wie er sich im Ernstfall vor dem Feinde zu benehmen hat. Wie aber wollen Sie ihn das lehren, wenn Sie es selbst nicht wissen? Sie sind ja ein Freund von einsamen Spaziergängen; nun so benutzen Sie Ihre dienstfreie Zeit dazu, gehen Sie, reiten Sie recht oft hinaus und betrachten sich die Natur nicht vom schwärmerischen, sondern vom strategischen Standpunkt, machen Sie in Zukunft militärische Spaziergänge, und es soll mich freuen, wenn ich mich bei der nächsten Gelegenheit überzeugen kann, daß Sie davon profitiert haben. Gute Nacht, mein lieber Siegen."

Damit schüttelte er ihm kräftig die Hand und entfernte sich.

Viktor eilte schnurstracks nach Hause, wo er sich wie ein Verzweifelter gebärdete. Nun war's ihm klar, der Kommandeur wußte alles, deshalb schickte er Fanny ins Pensionat, dem sie längst entwachsen war, deshalb nur und um ihm die letzte Möglichkeit eines Abschieds zu rauben, hatte er ihn

heute zu dem Spaziergang verlockt, der Heuchler, der Barbar, der Elende! O wie er ihn haßte!

War es nicht die Vorsehung, welche ihm die tödliche Waffe, die sie ihm erst entriß, nun zum zweitenmal in die Hand spielte, damit er sie auf die schmerzdurchtobte Brust entlade?

Glücklicherweise jedoch besann er sich eines Bessern; er verschloß sie in seinen Schrank, wo sie jetzt noch zu sehen ist. Viktor hat von den Lehren seines Kommandeurs wirklich profitiert, er ist ein tüchtiger Offizier geworden, der sich später nicht nur die volle Anerkennung des einst so Gehaßten erwarb, sondern auch dessen liebliche Tochter Fanny, da sie nach Jahresfrist vom Pensionat zurückgekehrt war, als seine glückliche Gattin zum Altar führte.

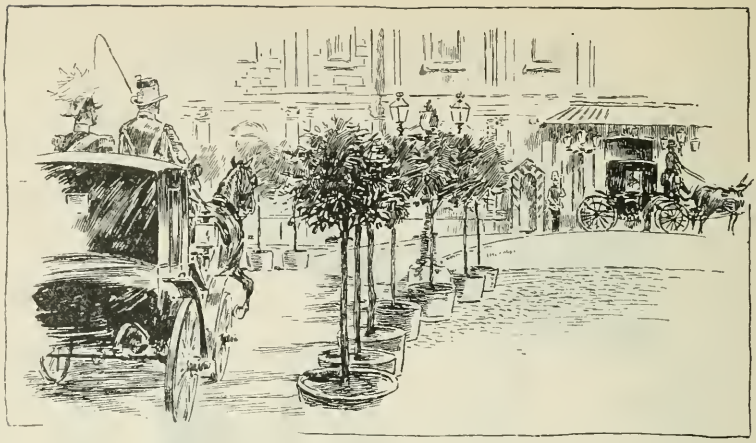
Als ich neulich bei den beiden in ihrem traulichen Heim abends zum Thee war, erzählten sie mir selbst lachend die Geschichte, fast genau so, wie ich sie hier wiedererzählt habe.

Illustrierte Hackländer!

Ein prächtiger Band mit 167 Illustrationen.

Preis in farbigem Umschlag geh. M. 4. —, eleg. geb. M. 5. —

→ Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. ←



Hackländers humoristische Romane:

„Handel und Wandel"
„Der Augenblick des Glücks"
„Der Tannhäuser"

sind zum erstenmal in illustrierter Ausgabe erschienen. Es sind drei der reizendsten kleineren Romane des berühmten Verfassers, voll und wahr aus dem Leben gegriffen, jeder mit bekannter Meisterschaft eine interessante Schicht unserer gesellschaftlichen Zustände behandelnd, und während uns „Der Augenblick des Glücks" die pikanten Intriguen eines deutschen Fürstenhofes, größtenteils selbst Miterlebtes, aufs lebendigste schildert, werden wir in „Handel und Wandel" in die eigenen Lehr- und Wanderjahre Hackländers und in allerliebste, teils humoristische, teils sehr ernste Geheimnisse des Handelsstandes eingeweiht; der „Tannhäuser" ist nicht nur Hackländers erster Versuch auf dem Gebiet der Künstlergeschichte, sondern auch ein Meisterstück, wie nur Hackländer es zu schreiben vermochte.

Arthur Langhammer, der Illustrator von Hackländers „Europäischem Sklavenleben", und Fritz Bergen, der Illustrator des „Letzten Bombardier", haben die Illustration dieser drei humoristischen Romane in mustergültiger Weise zur Ausführung gebracht.

Illustrierte Hackländer!

Handel und Wandel.

Von

F. W. Hackländer.

30 Bogen mit 240 Illustrationen von A. Langhammer.

Preis geh. M. 4. —, geb. M. 5. —

Der Augenblick des Glücks.

Von

F. W. Hackländer.

28 Bogen mit 192 Illustrationen von F. Bergen.

Preis geh. M. 4. —, geb. M. 5. —

Der Tannhäuser.

Von

F. W. Hackländer.

26 Bogen mit 167 Illustrationen von A. Langhammer.

Preis geh. M. 4. —, geb. M. 5. —

(Auch in Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.)

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

F. W. Hackländer

Residenzgeschichten

Illustriert von Horstig und Klein.

Inhalt:

Komödien im Zwischenakt.

Hinter blauen Brillen.

Geschichten einer Wetterfahne.

23 Bogen 8° mit 120 Bildern.

Preis geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Illustrierte Hackländer!

Illustrierte Hackländer!

F. W. Hackländers

Humoristische Schriften.

Mit 473 Illustrationen von H. Schlittgen u. a.

2 Bände geheftet M. 18. —, in Leinenband geb. M. 20. —, in 2 Leinenbänden geb. M. 21. —

F. W. Hackländers

Soldatengeschichten.

3 Bände mit 600 Illustrationen von Emil Rumpf.

In farbigem Umschlag geheftet M. 9. 50., in 3 Leinenbänden gebunden M. 12. —

Inhalt: I. Band. **Das Soldatenleben im Frieden.** Geh. M. 3. —, geb. M. 4. —. II. Band. **Wachtstubenabenteuer.** Geh. M. 4. 50., geb. M. 5. 50. III. Band. **Feuerwerker Wortmann** Geh. M. 2. —, geb. M. 2. 50. Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

In Aschgrau.

Von F. W. Hackländer.

Illustriert von F. Lipps. — Preis 1 Mark.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Reelles Heiratsgesuch etc.

Inseratstudien

von

Dora Dunder.

Mit 45 Illustrationen von Fried. Stahl.

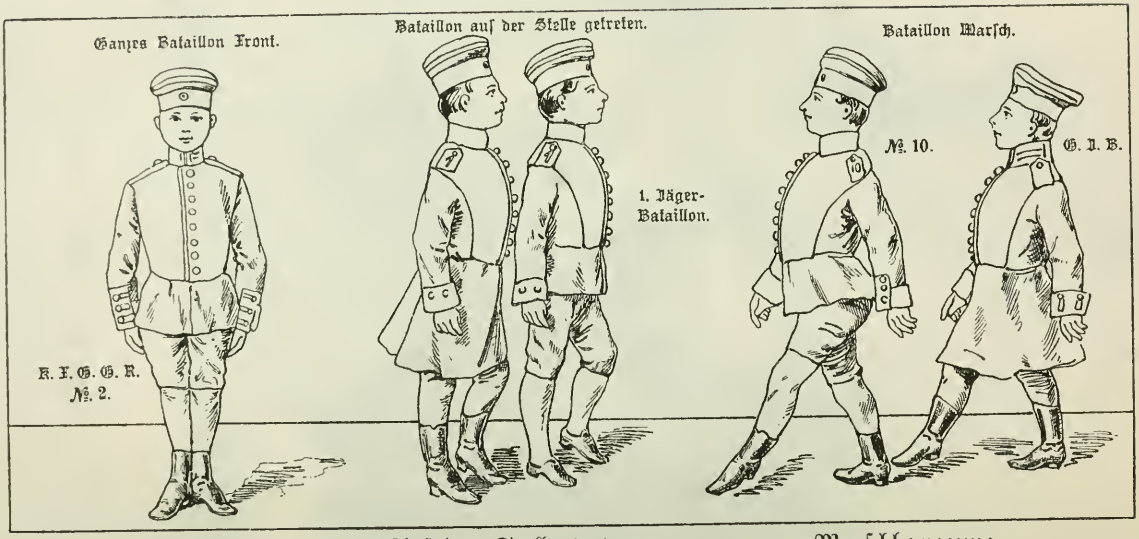
Preis geh. 1 Mark.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Emil Rumpfs

Instruktionsbuch des Infanteristen für Kinder zum Soldaten-Spiel.

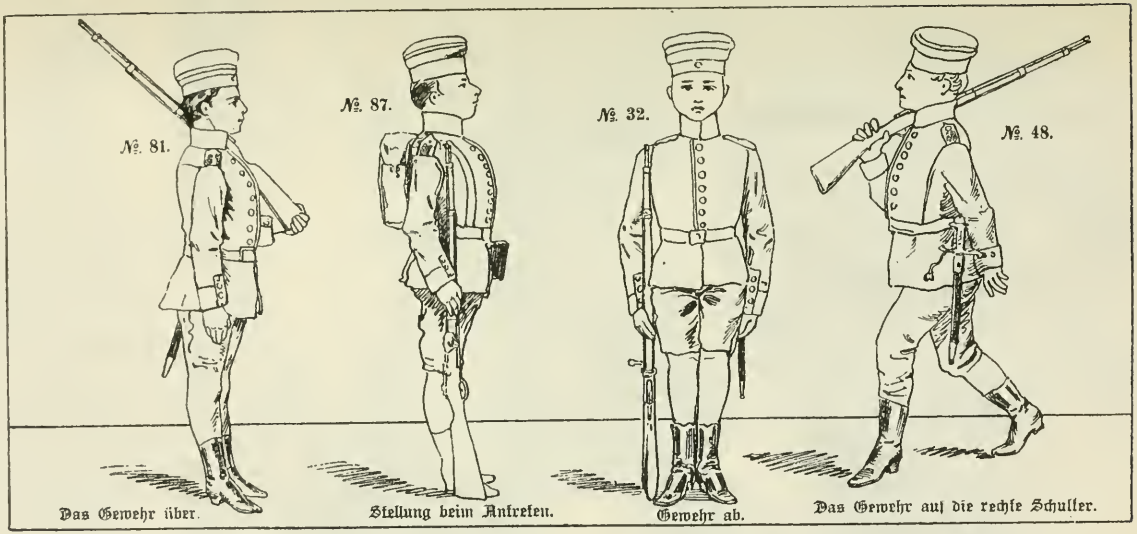
Ausbildung ohne Gewehr.



Frontstellung. Auf der Stelle treten. Marschbewegung.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Ausbildung mit Gewehr.



Am besten läßt man die Griffe nach Zählen üben, aber nur bei der ersten Einübung.

Prächtig koloriert. Preis 3 Mark.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Memoiren eines Lieutenants.

Von

Carl Hecker.

Mit 100 Illustrationen von H. Albrecht.

22 Bogen Oktav mit Umschlag in 10 Farben.

Preis geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Erzählungen eines alten Tambours.

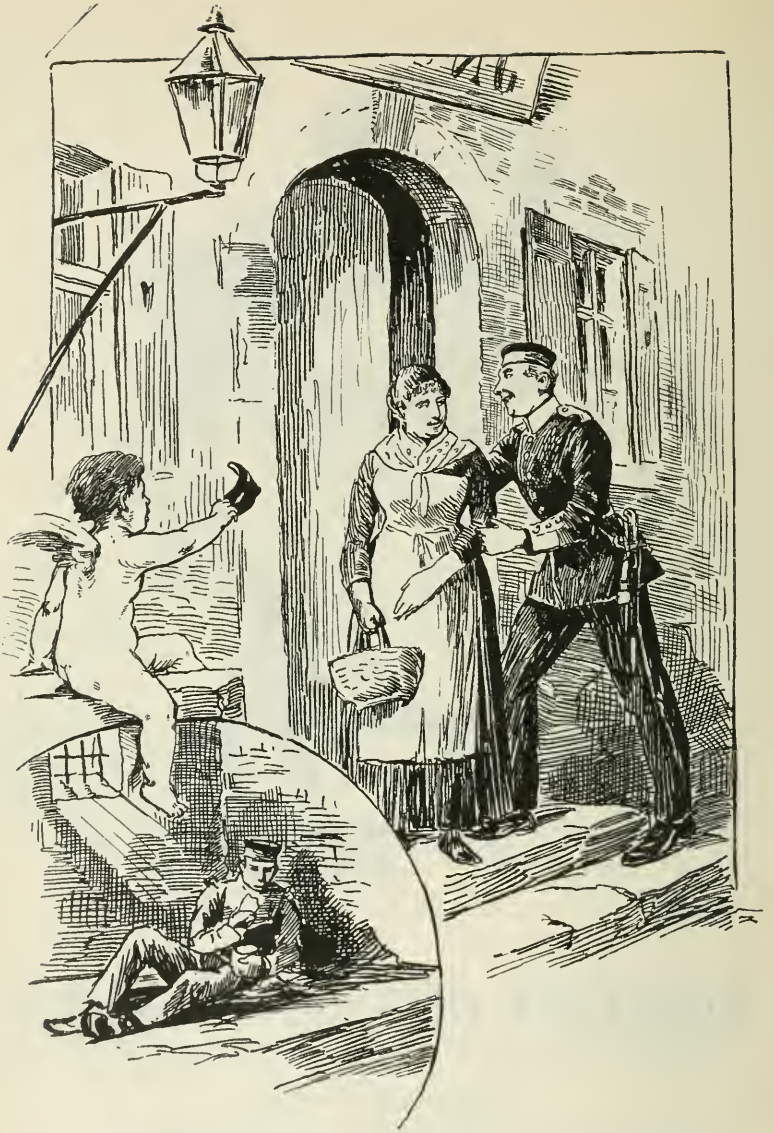
Von

Edmund Hoefer.

Mit 115 Illustrationen von Emil Rumpf.

In farb. Umschlag geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.



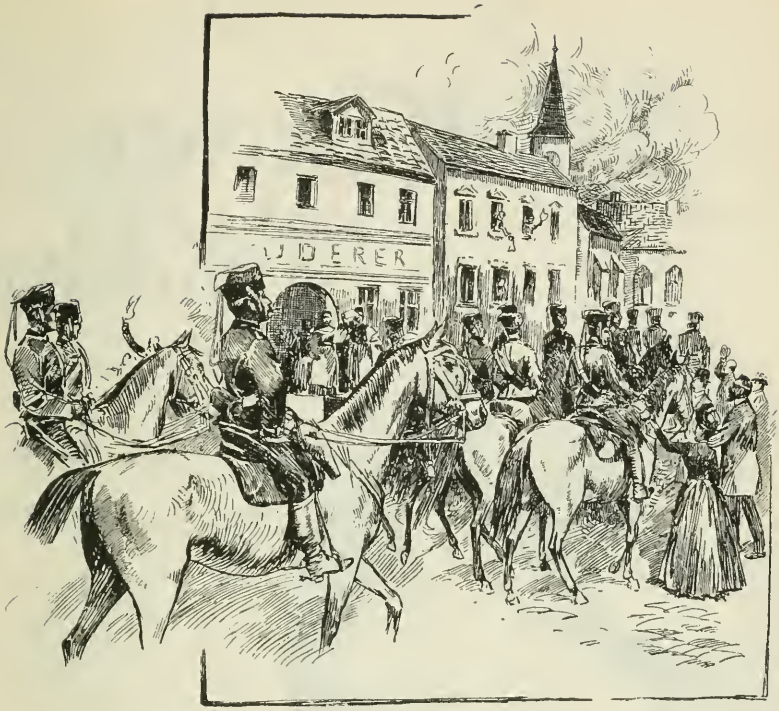
In Reih' und Glied.

Soldatenbilder von H. Ferschke.

Mit 100 Illustrationen von H. Albrecht.

In farbigem Umschlag. Preis geh. M. 2. —, eleg. geb. M. 3. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.



Manöver- und Kriegsbilder.

Von

Johannes von Dewall.

Illustriert von H. Albrecht.

Preis in farbigem Umschlag geheftet M. 2. —

Eleg. geb. M. 3. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Das Kasernenblümchen

von

Carl Hecker

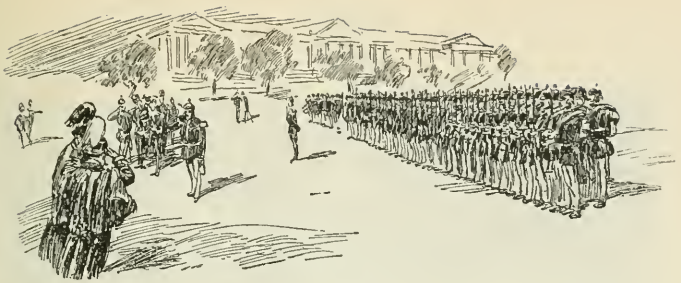
Ill. v. Ch. Speyer & H. Schlittgen

Stuttgart

Verlag v. Carl Krabbe

Preis in farbigem Umschlag 2 Mark.

Eine gar frische, anmutige Blüte ist es, welche Carl Hecker, der Verfasser der „Memoiren eines Lieutenants", mit diesem Werkchen auf den Markt bringt und dabei keine Treibhauspflanze, die von der rauhen Luft ein rasches Dahinwelken zu besorgen hätte. Die Namen Schlittgen und Speyer bürgen für die Trefflichkeit der Illustrationen. Das kleine Prachtwerk wird jedermann gefallen.



Der letzte Bombardier.

Ein Soldatenroman

von

F. W. Hackländer.

Illustriert von F. Bergen und R. Haug.

2 Bände mit 500 Illustrationen.

Preis brosch. M. 10. —, in 2 elegante Leinenbände geb. M. 12. —

(Auch in Lieferungen à 40 Pf. oder in 5 Abteilungen à 2 M. zu beziehen.)

Als ebenbürtiges Seitenstück zu Hackländers „Soldatengeschichten" und „Europäisches Sklavenleben" gesellt sich nun „Der letzte Bombardier", eine Schöpfung, die den Autor von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt. Der Fülle von Gestalten und Scenen in dem beliebten Roman sind die beiden Künstler Bergen und Haug in ihren Illustrationen in hohem Maße gerecht geworden. Wie eine eigene Poesie über dem Jugend- und Wanderleben liegt, so gibt uns auch der Zeichner gar stimmungsvolle Bilder aus Wald und Feld, — stimmungsvoll ist auch die Schulstube, in die der Held tritt, wo die Hühner sich ihre Nahrung an der Stätte der Wissenschaft suchen! Voll Humor sind die Soldatengeschichten dargestellt und gar prächtig, voll dramatischen Lebens die Manöverscenen. Illustrationen und Erzählung sind in gleichem Maße fesselnd und ansprechend.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Aus Hackländers Soldatenroman: „Der letzte Bombardier".

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Von

F. W. Hackländer.

Illustriert von

A. Langhammer.

3 Bände mit 600 Illustrationen.

Preis brosch. M. 12. —, in 3 elegante Leinenbände geb. M. 15. —

(Auch in 30 Lieferungen à 40 Pf. zu beziehen.)

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Hackländers
Humoristische Schriften

Mit 473 Illustrationen v. H. Schlittgen u. a.,

zwei Quartbände geheftet M. 18. —, in Leinen gebunden M. 20. —, in zwei Leinenbände gebunden M. 21. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die humoristischen Schriften Hackländers sind zum erstenmal in illustrierter Ausgabe erschienen. Die Frische, das Leben, der Humor dieser anmutigen Schöpfungen sind in der That unvergänglich, und es gibt wohl wenige Bücher, welche ähnlich wie diese zu jeder Lebensstunde Unterhaltung und Aufheiterung zu bieten vermögen, sei es zu Hause im bequemen Fauteuil oder auf der Reise im engen Coupé; überall erweisen sie sich als angenehme, liebenswürdige Gesellschafter, vor welchen Verdruß, Trübsinn und Langeweile unter allen Umständen entweichen müssen.

D. Schlittgen, im Verein mit H. Albrecht, F. Bergen, E. Horstig, A. Langhammer u. a. haben die Illustration dieser humoristischen Schriften übernommen und dieselbe in mustergültiger Weise zur Ausführung gebracht. Wer sich froh und ungezwungen vergnügen, wer an einer wirklich heiteren, ergötzlichen Lektüre und im Betrachten echt humoristischer Bilder sich erfrischen will, der greife zu diesem Buche.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

H. W. Hackländers Soldatengeschichten.

Illustriert von Emil Rumpf.

4 Bände mit 1000 Illustrationen.

In farbigem Umschlag geh. M. 13. 50., in 4 Leinenbände geb. M. 17. —

Inhalt:

I. Band. Das Soldatenleben im Frieden. geh. M. 3., geb. M. 4.
II. „ Wachtstubenabenteuer. geh. M. 4. 50., geb. M. 5. 50.
III. „ Feuerwerker Wortmann. geh. M. 2., geb. M. 2. 50.
IV. „ Krieg und Frieden. geh. M. 4., geb. M. 5.

Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Das vorliegende Buch ist so hübsch und charakteristisch illustriert, daß dadurch die unvergänglichen Perlen des Hackländerschen Humors gewissermaßen eine neue, reizende Fassung erhalten. Bis auf den heutigen Tag ist der alte Hackländer noch von keinem seiner zahlreichen Nachahmer auf diesem Felde der launigen Darstellung erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Durch die dankenswerte Zugabe hübscher Bilder wird der Genuß, den der Leser bei diesen köstlichen Schilderungen empfindet, noch erhöht.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bilder aus dem Leben

F. W. Hackländer.

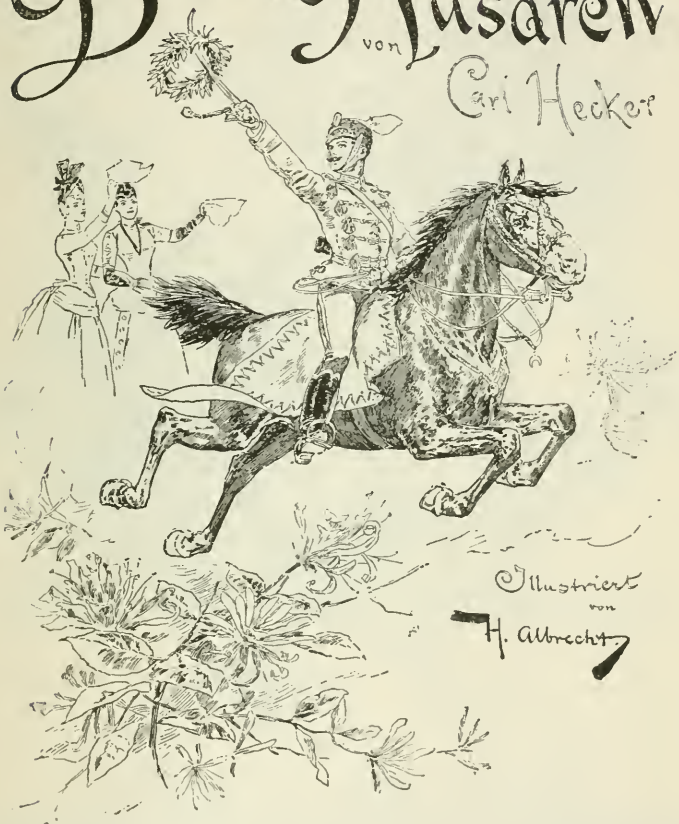
22 Bogen Oktav mit 150 Illustrationen von Albrecht, Horstig, Marold. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Diese fröhlichen, liebenswürdigen Geschichten mit den launigen, kecken, flotten Zeichnungen, die uns all' die Menschen ungemein anziehend vorführen, das gibt ein Ganzes, das jedermann außerordentlich gefallen muß.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Blaue Husaren

von

Carl Hecker



Ein schön ausgestatteter Oktavband mit 54 Illustrationen in farbigem Umschlag.

Preis geheftet M. 2. —, gebunden M. 3. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Heckers Blaue Husaren

stellen der Leistungsfähigkeit der deutschen Armee von neuem ein glänzendes Zeugnis aus! Unmittelbar aus Feindesland geht's frisch und kühn zu neuem Kampf, und wenn auch die Verheerungen, die sie in Mädchenherzen anrichten, minder schreckenerregend wirken — schneidig ist des Siegers Blick, wie sein Stahl! Und welch ein Ereignis in der beschaulichen Ruhe des Landstädtchens, wo sonntägliche Stille waltet und die Gemeinde andächtialich in der Predigt — schläft! „Die blauen Husaren!" Der Alarmruf schreckt Hausfrau und Köchin, ach, und erst die minniglichen Jungfräulein verschiedener Altersstufen. Schmerzlich freilich trifft letztere die Erkenntnis, wie wenig das Herz des Mannes der Poesie zugänglich ist, wie selbst Verse von solcher Schönheit wie:

Dich, du tapfrer Held dagegen — Lohnt ein Meer von Völkersegen,
Dieser Kranz für deinen Kopf, Ist in jenem Meer ein Tropf!

ungerührt an ihm abprallen. Um so wirksamer erweist sich aber im Verlauf der Sache ein Feuerwerk, das zu früh losgeht — eine Erfahrung, die vielleicht im nächsten Krieg Verwertung findet.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Der Amazonenklub.

Von

Johannes v. Dewall.

Mit 80 Illustrationen von H. Albrecht.

In farbigem Umschlag geh. M. 2. —, eleg. geb. M. 3. —

Eine Liebesgeschichte, die mit einer Konditorrechnung über 42 Thaler 15 Silbergroschen 6 Pfennig schließt und doch nicht süß ist — das wäre entschieden ein Thema für eine Preisaufgabe! Johannes von Dewall, der Homer des deutschen Kadetten und Fähnrichs, hat sie glänzend gelöst und sich dabei als ebenso erfahren in der Kenntnis des weiblichen Herzens zur Fähnrichszeit — von der schnöden Welt Backfischalter genannt — erwiesen, als er die Jünglingsgefühle kennt, die hinter dem stets zu engen Kragen toben. H. Albrecht hat in zahlreichen, reizend gezeichneten Bildchen der grünen Gesellschaft äußere Erscheinung uns vorgeführt und damit den Reiz der behaglichen Geschichte, die selbst wo sie tragisch wird und sogar Blut fließt, noch etwas höchst Nervenberuhigendes und Erfrischendes hat, wesentlich erhöht.

→ Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. ←

Illustrierte Reiselektüre.

Von

F. W. Hackländer.

Falsches Spiel. Illustriert von H. Schlittgen. 1 M.
Trouville. Eine Seebadgeschichte. Illustriert von H. Schlittgen. 1 M.
Ein erster und ein letzter Ball. Illustriert von H. Schlittgen. 1 M.
Bella Orsaniga. Illustriert von H. Albrecht. 1 M.
Familienkonzert. Illustriert von H. Albrecht. 1 M.
In Aschgrau. Illustriert von F. Lipps. 1 M.
Geschichten einer Wetterfahne. Illustriert von E. Klein. 1 M.
Hinter blauen Brillen. Illustriert von E. Horstig. 1 M.
Komödien im Zwischenakt. Illustriert von E. Horstig. 1 M.
Die Montecchi und Capuletti. Illustriert von E. Horstig. 1 M.
Der alte Lehnstuhl. Illustriert von F. Bergen. 1 M.
Ein Schloß in den Ardennen. Illustriert von R. Haug. 1 M.
Ein Tag bei dem Manöver. Illustriert von E. Rumpf. 1 M.
Sternschnuppen. Illustriert von E. Klein. 1 M.
Das Haus der Gespenster. Illustriert von L. Marold. 1 M.
Eine Viertelstunde Vater. Illustriert von F. Bergen. 50 Pf.
Aus der Säbeltasche. Illustriert von R. Haug. 50 Pf.
Der abgerissene Knopf. Illustriert von E. Rumpf. 50 Pf.
Im Damencoupé. Illustriert von F. Bergen. 50 Pf.
Gefährliche Blumensträuße. Illustriert von H. Albrecht. 50 Pf.
Zwischen zwei Regen. Illustriert von L. Marold. 50 Pf.
Haidehaus. Illustriert von E. Klein. 50 Pf.
Röhrles letzter Schwank. Illustriert von E. Rumpf. 50 Pf.

→ Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. ←

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2298
H35C3

Hecker, Carl
Casino-Geschichten

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 04 021 6